

1905 - 1923

In der Familie war es seit jeher Sitte, besondere Ereignisse mit Reimereien auszuschnücken. Meine Schwester Miko (Marie) hatte mir 1960 zu meinem Geburtstag ein langes Gedicht gemacht und ich setze den Anfang her, weil darin mein Lebensanfang beschrieben wird.

Zu Friedels 55.Geburtstag 17. Mai, 1960.

Es war im 5.Mond des Jahres
Und Anno 5 man damals zählt
Vor 55 Jahren war es.
Als Friedrich Walter kam zur Welt.

Als 5. im Geschwisterkreise,
(trotzdem herrscht lauter Freud und Glück!)
Geliebt, verwöhnt, auf diese Weise
wurde er bald beträchtlich dick.

Des Kleinen Beinchen aber leider,
Die waren "O", das war nicht schön!
Wie soll das gehen mit ihm weiter?
Soll er zu den Husaren gehn?

Doch diese Sorg' war unbegründet:
Nach ein, zwei Jahren Gott sei Dank,
Man wohlgestaltet den Kleinen findet:
Die Beinchen grad, der Knabe schlank.

Klein "Gingi" war so lieb und sanft,
so artig, freundlich allezeit,
Niemals er flammend trotzig stampft,
Sein Dickkopf war: Beharrlichkeit!

Die grossen Schwestern, das war logisch,
Bemühten sich gar sehr um ihn,
Helenchen übt sich pädagogisch:
Als zukünftige Lehrerin.

Brav Strümpfe stopfend, spielt Mariechen
Mit ihm: das Stopf-Ei wär ein wilder Leu,
der muss in' Fadenkäfig kriechen,
Damit er nicht gefährlich sei!

Dem Bruder Thedi aber standen
Meist andre Dinge in dem Sinn.
Der kleine Bruder war vorhanden,
Man konnt ihn dulden, immerhin.

Das Gretchen, ihm im Alter näher,
- und nicht sehr brav und fleissig grad -
Das fand: das Spielen, das versteh' er,
Und wurde so sein Kamerad.

Haus, Hof und riesengrossen Garten
Durchstreiften und erforschten sie,
Und füllten ihn mit Spukgestalten,
Entsprungen eigener Phantasie:

Gretchen war im "Freischütz" gewesen,
Zum Freund wurd' "Samiel" im Nu,
und manches andre Teufelswesen
erfanden sie noch frei dazu.

Wie: Teufelsfrösche, Quack und Lack,
Ein Känguruh, ein Huckepack.
Mit all dem wilden Höllengraus
trieb man die bösen "Ischi" aus!

Die "Ischi" waren die Knochengerippe,
sie waren böse, weiss und kalt,
sie hausten im Brennesselgestrüppe,
mit Stöcken wurden sie niedergeknallt-!

Und Ischibilder hinzuschmieren
Lehrt Gretchen Friedeln eifrig an,
Auf Zettel, Wände, Tische, Türen.
Ob er es heute wohl noch kann?-

Eine meiner frühen Erinnerungen ist, dass ich von einer Dienstmagd im Garten herumgeschleppt wurde. Dabei hörte ich ein Kätzchen schreien, das offenbar über die Mauer in den grossen Garten geworfen worden war. Ich machte nach, was ich hörte: "miu", und damit war nicht nur der Name des Kätzchens bestimmt, sondern auch der aller nachfolgenden Katzen, die alle "Miu" hiessen. Ein nicht wohlgesinnter Mitschüler verspottete meine Katzenfreundschaften, und so kam ich zum bis heute gültigen "Spitznamen" Miu. Mein in der Familie üblicher Name war Friedel.



Selbstbildnis
meiner Mutter,
als sie etwa 30
Jahre alt war

"Unser" Haus gehörte nicht uns, sondern es war Vaters Dienstwohnung. Als Kind hat man keine Ahnung von solchen Sachen. Immerhin bin ich froh, dass ich die Auflösung des Haushaltes nach Vaters Tod nicht miterleben musste: ich war damals Student in Wien. Natürlich erinnere ich mich noch an jede Kleinigkeit des Hauses, weiss noch die Namen einzelner Apfelbäume und weiss noch welche Bäume schwer und welche leicht zu erklettern waren. Unmittelbar am "grossen Nussbaum" war eine Stelle am Boden, die hohl klang, wenn man darauf stampfte. Da ist der "Pestbrunnen" hiess es; ich weiss aber nicht, was die Pest, die es ja vor 100 Jahren öfters gab, damit zu tun hatte. Jedenfalls vom vielen Stampfen brach die Decke durch und man konnte in den Brunnen hineinsehen, der aber kein Wasser hatte. Thedi (Bruder) liess eine Kerze hinunter und sie ging aus: "Brunnengas! Wenn ein Mensch hineinsteigt, fällt er tot um"! Der Brunnen wurde dann ein erwünschter Ort für Abfallbeseitigung. Einmal sprang Thedi vom Mittagessen (in der Laube) auf, rannte mit einer Gabel in der Hand zum Brunnen und warf sie hinein. Er hatte zum dritten Mal die Gabel mit den verbogenen Zinken bekommen, daher der Wutausbruch. Die Dienstmägde sprachen von ihm als dem "haragos (=haragosch) urfi" (der zornige junge Herr).



Von links nach rechts - Obere Reihe: Grete+ Mann (Heinz), Thedi, Miko+Mann (Walter).
Zweite Reihe: Mutter, Vater, Lene, ich. Untere Reihe: Gretes Kinder, Heinz, Dani.

Es war ganz selbstverständlich, dass Dienstmägde ungarisch reden und dem verdanke ich auch die einzige Ohrfeige, die ich von meiner Mutter bekommen habe. Sie hatte zu mir nach dem Essen gesagt, "sag der Sári - oder wie sie hiess - sie soll den Tisch abdecken" "aber ich kann doch kein ungarisch" "sag ihr: "szegye le asz asztalt". Darauf sagte ich im frechen Ton "ich kann nicht sagen tsche, tsche, tsche". Peng! war wahrscheinlich die beste Antwort auf meine fünfjährige Frechheit.

Die ungarischen Dienstmädchen waren viel besser als die sächsischen, die wir gelegentlich auch hatten, wahrscheinlich weil die ungarischen vom Dorf kamen, um in der Stadt was zu lernen, während die sächsischen meist aus sozial abgesunkenen Verhältnissen stammten. Da man das Wort Magd in unserem Dialekt wie Macht ausspricht, konnte Vater, als er sich über eine geärgert hatte, den zweiten Vers des lutherischen "Ein feste Burg..." zitieren: "mit unserer Magd ist nichts getan, wir sind gar bald verloren."

Eines Tages wurde ich zu einem Besuch mitgenommen; der Besuchte war ein sehr dicker Herr, den ich noch nie gesehen hatte. Nachher wurde ich gefragt: "wo wart ihr denn?" "beim Bürgermeister", was nicht stimmte - ich habe den Bürgermeister als Kind nie gesehen. Da aber in den Kinderbilderbüchern die Bürgermeister immer mit einem würdigen Bauch abgebildet sind, ordnete ich den besuchten Mann in die Klasse der Bürgermeister ein. Das zeigt, dass es in der eigenen Familie keine Dicken gab.

In derselben Zeit passierte es, dass ein Besucher mich fragte: "du willst doch sicher Pfarrer werden, wie dein Vater". "Nein" "aber warum denn nicht?" "weil ich dann immer zu Mittag schlafen muss". Ich dachte, die Siesta sei berufsbedingt, weil ich sie ausser bei meinem Vater auch bei dessen Bruder, der ebenfalls Pfarrer war, bemerkt hatte. Kein Kind will gerne nach dem Essen ins Bett gesteckt werden.

An grossen Feiertagen war die Familie vollzählig in der Kirche. Vater hatte in der Osterpredigt zitiert: "Tod wo ist dein Stachel, Hölle wo ist dein Sieg." Nach der Kirche fand mich Mutter an der Nähmaschine sitzend und in das nadelgepickte Nadelkissen hineinstecken mit dem Ruf "Tod wo ist dein Stachelschwein!"

Die Auseinandersetzung mit religiösen Themen lag natürlich nahe. Ich hab noch eine schwache Erinnerung an ein Gedankenexperiment, das man philosophisch als Solipsismus bezeichnen müsste. Ich bildete mir ein paar Tage lang ein, dass Gott die Welt noch nicht geschaffen hätte, sondern dass er gerade dabei war es erstmal auszuprobieren. Ich war vorläufig der einzige Mensch, der zur Probe erschaffen worden war und meine Eltern, Geschwister und so weiter waren vom lieben Gott eingesetzte Engel, die mir eine schon fertig geschaffene Welt vorspiegeln sollten.

In den Kindergarten, der nur 5 Minuten weit war, wurde ich auch gebracht, aber nach einer Stunde erschien ich wieder zu Hause "Was ist denn los, warum bist du wieder da" wurde ich gefragt und sagte "es war mir so langweilig und da bin ich nach Hause gekommen." Wahrscheinlich war es mir zu Hause nie langweilig - Garten, Katzen, Hühner, Kaninchen usw. - und so wurde meine Entscheidung toleriert, und ich musste nie mehr in den Kindergarten.

Auf die Hühner will ich noch eingehen. Ihr Gebiet war der grasbedeckte Hof, aber am liebsten waren sie im Gemüsegarten, was ihnen streng verboten war. Hühner machen doch überall einen gackernden Lärm, aber wenn sie durch eine versehentliche Öffnung in den Gemüsegarten gelangt waren, verhielten sie sich mäuschenstill, weil sie wussten, dass Gackern Vertreibung bedeutet. Besonders vertraut war ich mit einem Hahn. Er sprang auf meinen Schoss, frass aus der Hand und wenn ich mich vor ihn hinsockte, ging er gegenüber "in Stellung" und wir spielten Hahnenkampf, er mit dem Schnabel, ich mit den Fingerspitzen.

An den Hof anschliessend war das Gebäude für Stall und Wagenremise. Wahrscheinlich sollte der Pfarrer Wagen und Pferde halten können, aber das hatten wir nicht, dafür eine gut eingerichtete Tischlerwerkstatt. Vater bastelte gern und ich durfte zusehen und manchmal was halten. Alle Fragen hat Vater mir ausführlich beantwortet, und über sein Lehrtalent muss ich nun eine Geschichte erzählen, die sich etwa 5 Jahre vor meiner Geburt abgespielt hat. Als Vaters ältestes Kind, die Schwester Lene, ins Schulalter kam, war er Pfarrer im Wolkendorf (etwa 10 km von Kronstadt). Statt das Kind in die Dorfschule zu geben, hat er es lieber selbst unterrichtet, weil ihm Lehren so einen Spass machte. Bevor er Pfarrer wurde, hat er einige Jahre am Gymnasium Geschichte und Geografie unterrichtet. Es gehörte nämlich zur Ausbildung der Theologiestudenten in Siebenbürgen auch wissenschaftliche Fächer an der Universität zu belegen um die Zeit bis zum Freiwerden einer Pfarrerstelle als Lehrer arbeiten zu können. Für Geschichte und Geografie hat er auch je ein Lehrbuch geschrieben, aus denen ich als Schüler noch gelernt habe.

Als Lene in die höhere Schule sollte, hat Vater seine Dorfpfarrerstelle aufgegeben und eine schlechtere Stelle als einer von den 3 Unterpfarrern in Kronstadt angenommen, damit die Kinder problemlos in die höhere Schule gehen können. Er sagte zu Lene: "weil du ja in keiner Schule warst, musst du eine Aufnahmeprüfung für die höhere Mädchenschule machen. Geh morgen hin, ich hab mit dem Lehrer schon geredet". "Aber wie soll ich die Prüfung machen, ich weiss ja nichts?" "Geh nur!" Nachher kam Lene strahlend zurück und sagte "ich hab alles gewusst, Vater, wieso eigentlich?" "Ich hab dich ja unterrichtet und deshalb wusstest du alles", worauf Lene verwundert sagte "ich dachte immer, du hättest mit mir gespielt". Vater hat also den Stoff von 4 Schuljahren dem Kind

beigebracht, wobei das Kind gedacht hat: "Vater spielt mit mir" - wenn ich dies nicht von Lene wüsste, würde ich es nicht glauben.

An den Anfang der Schulzeit habe ich keine Erinnerung. Kaum hatte ich ein bisschen schreiben gelernt, schenkte mir jemand ein Notizbuch. Als ich fragte wozu das dient, hiess es, "da sollst du die Sachen aufschreiben, die du nicht vergessen willst; du bist doch so vergesslich". Das sah ich ein und schrieb was auf. "Was hast du dir aufgeschrieben?" "ich hab aufgeschrieben, dass ich nicht vergessen will, wenn ich grösser bin, die Grete zu verhauen". (Es war mir klar, dass ich als Mann spielend Gretes Tyrannei abschütteln würde und dass ich dann aber die Abrechnung vergessen haben würde. Als ich dann erwachsen war, bestand natürlich kein Anlass mehr, Grete zu verhauen).

Etwas später lasen wir in der Schule eine Lesebuchgeschichte, worin erzählt wird, dass Gott einem Bauern auf dessen inständigen Wunsch hin erlaubte, das Wetter selber zu machen. Der Bauer sorgte für Regen und Sonne zur rechten Zeit, und das Getreide stand so schön wie noch nie, aber bei der Ernte stellte sich heraus, dass der Bauer den Wind vergessen hatte sodass das Getreide unbefruchtet geblieben war. Statt nun die in die Geschichte eingebaute Schlussfolgerung zu ziehen, "da sieht man, dass nur Gottes Allwissenheit die Welt regieren kann", war ich empört: Ein Profi der seine Arbeit seit ewig tut, macht sich über einen Amateur lustig, der nur einen kleinen Fehler gemacht hatte, und es wird kein zweiter Versuch erlaubt.

Es machte mir überhaupt grossen Spass, gegen übliche Meinungen anzugehen, obwohl ich sonst als brav und fügsam galt. Es kam zum Beispiel in der Schule beim Einmaleinslernen der Spruch auf "sechs mal sechs ist sechsundreissig, in die dicke Knackwurst beiss ich" wozu gesagt wurde, dass man es sich besser merkt, weil es sich reimt, worauf ich gleich sagte "6x6=35 in die dicke Knackwurst beiss ich reimt sich aber auch".

Dass ich auch eine gewisse Mühe nicht scheute, um zu einem "Protesterlebnis" zu kommen, zeigt ein Beispiel aus späterer Schulzeit. Wir lernten im Deutschunterricht das Hildebrandslied kennen und hatten auf, ein Stück davon in neudeutscher Übersetzung auswendig zu lernen. Ich lernte mit viel Mühe den althochdeutschen Text, nur um dann in der Schulstunde dem Lehrer sagen zu können, dass eine Inhaltsangabe des Hildebrandsliedes völlig genügen würde und ich es als unsinnig abgelehnt hätte, eine Übersetzung auswendig zu lernen. Mitten in die beginnende Auseinandersetzung platzte ich dann mit dem richtigen Text.

Aber zurück zu meiner früheren Kindheit. Unsere Familie vergrösserte sich um zwei Vettern: Heinz (etwa 10 Jahre älter als ich) und Ricki (etwa 2 Jahre älter). Deren

Vater, der Samonkel, war einer von Vaters besten Freunden. Er war Papierfabrikant und seine Fabrik war in Busteni (sprich Buschten) etwa 30 km südlich von Kronstadt im damaligen Rumänien. Busteni bestand ursprünglich aus ein paar Hütten und hatte sich durch die Fabrik sehr entwickelt, aber zu einer Mittelschule hatte es noch nicht gereicht. Daher schickte Samonkel seine Söhne zu uns, damit sie in Kronstadt ins Gymnasium oder in die Realschule gehen konnten. Heinz war für mich unwichtig aber Ricki war wie ein Bruder. Als Sohn eines reichen Vaters bekam er ein dickes Taschengeld - 30 Kreuzer pro Woche - und ich 5 Kreuzer. Wir waren gerade briefmarkenverrückt und wenn uns Mutter das Taschengeld ausgehändigt hatte, gingen wir zum Briefmarkenhändler und Ricki kaufte für 30 Kreuzer Briefmarken, ich für 5.

Das Geld war: ein Gulden = 100 Kreuzer und wurde gerade umgestellt auf 1 Krone = 100 Heller wobei 2 Kronen = 1 Gulden war. Mir waren gerade Rollschuhe spendiert worden und ich sollte sie selber kaufen. Mutter fand kein Kleingeld und gab mir einen 100-Kronen-Schein, "aber pass gut auf!" Ich rannte los. Plötzlich schrie jemand hinter mir "He Kleiner, du hast was verloren, dieses Portmonaie, na es werden ja keine 100 Gulden drin sein", "nein aber 100 Kronen". Natürlich hab ich das zu Hause nicht erzählt, sondern brav den Kaufbetrag verrechnet.

Über die merkwürdig genaue Erinnerung an einzelne Ereignisse hab ich erst gestern ein Wort von Max Frisch gelesen. Er spricht von der "anekdotischen Erstarrung, der fast alle unsere Erinnerungen verfallen...", das heisst, man erinnert sich nicht an die Ereignisse selbst, sondern an das, was man daraus gemacht hat.

Merkwürdigerweise erinnere ich mich nicht an Schulfreunde bis auf einen, der aus einer ungarischen Familie kam und schlecht deutsch mit entsetzlichem ungarischen Akzent sprach. Das imponierte mir sehr und ich versuchte, seine Sprechweise nachzumachen. Die reichsdeutsche Sprechweise hörte ich zum ersten mal, als die Eltern mit einigen von uns Kindern bei einem Ausflug auf den Hohenstein eine Gruppe von Berliner Wandervögeln trafen. Die hatten neben der Schutzhütte ihr Zelt aufgeschlagen und nahmen unsere Einladung zum Mitessen in der Hütte nur zögernd an. Das Essen lobten sie mit den Worten "das schmeckt aber schön" was mir völlig sinnlos vorkam, denn ich dachte, schön könne etwas nur aussehen, nicht schmecken.

Wie die anderen Geschwister bekam ich natürlich auch Klavierunterricht wobei der Vater, der ein ausgezeichneter Amateurpianist war, manchmal intervenierte. Beim Üben hörte ich ihn manchmal aus dem Nebenzimmer rufen "fis, fis, nicht f" und wunderte mich, dass er das wusste. Ich war selbstverständlich im Kirchenchor. Da ich keine schöne Stimme hatte aber sehr sicher sang, stellte mich der Chormeister hinter den mit der schönsten Stimme. Dem musste ich in die Ohren singen, denn allein sang er zwar tonschön aber grässlich falsch.

Vater konnte auch etwas, was ich leider nie gelernt hab, nämlich auf dem Klavier frei zu phantasieren. Mit dem Alter wurden seine Finger steif, aber gewisse Beethoven-Adagios von ihm gespielt hab ich jetzt noch im Ohr.

Vaters musikalische Haupttätigkeit war die Betreuung des "Liederkranzes", eines der beiden Gesangsvereine in Kronstadt. Da war er jahrzehntelang Chorleiter oder Vereinsvorstand und hat auch gerne für den Liederkranz komponiert - meist Stücke für gemischten Chor. Unser Klavierstimmer war ein Tscheche, wie überhaupt die Tschechen in Österreich-Ungarn musikalisch dominierten. Als Vater sich beklagte, dass sein Klavier die Stimmung schlecht behielt, hiess es "Das ist der Holzrahmen, der zickt sich wie ein Strudelteig". Vater kaufte dann einen Flügel mit Eisenrahmen.

Als ich 9 Jahre alt war, brach der (erste) Weltkrieg aus. In unserer Kinderwelt änderte sich kaum etwas, aber die Gespräche der Erwachsenen, von denen wir sowieso kaum etwas verstanden, waren anders. Es gab schon damals schönfärberische Propaganda: eines Tages hiess es: "heute ist schulfrei zur Feier der Eroberung von Przemysl." Nach vier Wochen hiess es wieder "schulfrei wegen Przemysl". Diese galizische Stadt war umkämpft zwischen Österreich und Russland und wechselte den Besitzer, wobei nur die Eroberung gemeldet wurde, der dazwischen liegende Verlust aber nicht.

In der Schule hatten wir jeden Tag eine Stunde Ungarisch - Staatsprache - worin ich nicht gut war. Einen Hausaufsatz in ungarisch liess ich von Vater verbessern und bekam trotzdem eine ungenügende Note, woraus ich die Lehre zog, dass Vater alles wusste, ausser ungarisch. Eine sichere Hilfe war dann Lene für mich, die für ihr Lehrerinnenexamen gut ungarisch lernen musste.

Um zu verstehen, warum für uns die ungarische Sprache so wichtig war, wo wir doch ein deutschsprachiges Staatsoberhaupt, den österreichischen Kaiser, hatten, muss man wissen, dass bei der Gründung der k. u. k. Monarchie (das bedeutet kaiserliche und königliche Monarchie) im vorigen Jahrhundert, die Ungaren die einzigen waren, die für sich und ihr Land eine gewisse Autonomie erreicht hatten. Seither waren den Ungarn die Privilegien ein Graus, die ihre eigenen Könige den Siebenbürger Sachsen im 13. Jahrhundert gegeben hatten, und es gelang den Ungarn auch bald, diese Privilegien abzuschaffen. Die ungarische Autonomie zeigte sich auch im Heeresdienst, wofür es eine einzige Truppe mit ungarischer Kommandosprache gab die sogenannte Honved. Alle übrigen Bürger Kakanien - diesen Namen hat Robert Musil erfunden, als es keine k.u.k. Monarchie mehr gab - also die Tschechen, Slovaken, Slovenen, Rumänen, Ruthenen u.s.w. mussten im österreichischen Heer die deutsche Kommandosprache lernen. Es ist ein Wunder, dass Kakanien solange bestehen konnte.

Bei uns in Siebenbürgen war das Vordringen des ungarischen Nationalismus ein Ärgernis, und die "Kronstädter Zeitung", in der Vater früher viel geschrieben hatte, kämpfte dagegen. Vater erklärte mir auch, was ein Sitzredakteur ist: wenn die Zeitung zu offen gegen die Regierung in Budapest geschrieben hatte, wurde der Autor des betreffenden Artikels zur Rechenschaft gezogen und eingesperrt. Die Kollegen in der Redaktion hatten sich aber geeinigt, wen man als Autor angeben sollte, nämlich den dümmsten, damit der Zeitung durch sein Sitzen im Gefängnis möglichst wenig geschadet wird. Die nächste Stufe dieser Überlegung war dann, einen Menschen nur dafür anzustellen, dass er, wenn es nötig ist, im Gefängnis sitzt - den Sitzredakteur. Dieses Wort, dachte ich, hätten die Kronstädter erfunden, und war richtig enttäuscht, als ich es bei den Geflügelten Worten von Büchmann fand.

In unserer Kinderwelt gab es auch völkische Rivalitäten. Ich hab eine dunkle Erinnerung an eine Szene, wo ich als kleinster in einer Gruppe sächsischer Buben einer Gruppe ungarischer Buben gegenüber stand. Ehe man aufeinander losging beschimpften sich die beiden Anführer - natürlich auf ungarisch - mit von den Erwachsenen aufgeschnappten Phrasen.

Die ungarische Sprache war besonders schlimm für Ricki, der ja die ersten 4 Schuljahre im rumänischen Busteni, ohne Kontakt zu Ungarisch, zugebracht hatte. Daher verbannte ihn sein Vater in den Sommerferien 1916 in ein rein ungarisches Dorf, wo kein Mensch deutsch konnte. Da Ricki eine grosse Leseratte war, durfte er natürlich auch keine Bücher mitnehmen, verstand es aber, ein Buch einzuschmuggeln, nämlich ein Schachbuch, was er dann in seiner Vereinsamung eifrig studierte. Diese Geschichte klingt so, als hätte ich sie aus Stefan Zweigs Schachnovelle geklaut, da meine Geschichte aber älter ist, hätte sie Stefan Zweig höchstens bei mir klauen können.

Unerwartet brach da bei uns der Krieg aus: es war nämlich der rumänische König Carol, ein Hohenzollernprinz, gestorben, und das gab den rumänischen Politikern, die schon immer mit Paris sympathisiert hatten, die Möglichkeit, ihr bis dahin neutrales Land unverhofft in den Krieg gegen Deutschland und Österreich-Ungarn zu führen. Da kein Mensch in Ungarn daran gedacht hatte, war die Grenze zu Rumänien völlig ungeschützt, und die rumänische Armee besetzte in einer Art Spaziergang Siebenbürgen. Wer konnte, floh, unter anderen meine Geschwister, aber Vater wollte dableiben, um die nicht fliehen könnenden Gemeindemitglieder nicht allein zu lassen, sodass also unsere Familie plötzlich auf Vater, Mutter und mich reduziert war.

Ebenfalls floh auch die ungarische Familie, bei der Ricki untergebracht war und nahm ihn mit zu Verwandten der Familie im Inneren Ungarns. In der dortigen Schule verstand er natürlich fast nichts und hiess nur der bolond Szász d.h. der dumme Sachse. Er sah mal, wie seine Mitschüler Schach spielten und wollte sich einmischen. Mit Mühe

erlaubten sie dem bolond szász mitzumachen und er gewann natürlich, dank des wohlstudierten Schachbüchleins. Darauf wurden die besten Schachspieler aus dem Dorf zusammengetrommelt, aber er gewann immer. Daraufhin war er nicht mehr der dumme Sachse. Übrigens Schach konnten wir Geschwister alle spielen. Ich erinnere mich noch an den Schock Thedi's, als ich ihn zum ersten und wahrscheinlich einzigen Mal schlagen konnte, weiss aber nicht mehr wann das war.

Inzwischen wurden wir in Kronstadt also vom Krieg überrollt. Es ging ganz friedlich zu, und wir hörten nur vom ziemlich nahe gelegenen Bahnhof her ein paar Schüsse und erfuhren nachher, dass die letzten ungarischen Grenzer auf einer Lokomotive davongefahren waren und man ihnen nachgeschossen hatte. Natürlich gab es beim Verschwinden der Ordnungsmacht, ehe eine neue installiert war, ein gewisses Chaos. Die vielen von den Geflüchteten verlassenen Häuser wurden eines nach dem andern geplündert. In der Nähe unseres Hauses gab es ein Uhrengeschäft und Vater nahm mich mit, um die Uhren zu bergen, ehe die Plünderer sie holten. Später erfuhren wir, dass die wenigen Todesfälle, die bei der Besetzung Kronstadts vorgekommen waren, mit den Plünderungen zusammengehungen hatten. Wir bekamen also nachträglich einen Schrecken, dass wir beim Uhrenbergen als Plünderer hätten erschossen werden können. Der Uhrmacher selbst hatte seinen Besitz schon aufgegeben und war nachher glücklich, seine Uhren bei uns zu finden.

Da standen nun bei uns im "Salon" 5 grosse Standuhren. Ich zog alle auf und versuchte sie so zu regulieren, dass sie gleichzeitig schlugen. Da erzählte mir Vater die Geschichte vom Kaiser Karl V, der nach seiner Abdankung in einem Kloster in Spanien lebte und dasselbe mit dortigen Uhren versucht hat und danach den Ausspruch getan haben soll: "Wenn es mir nicht gelingen will, Uhren völlig gleichzuschalten, brauch ich mich ja nicht zu wundern, dass es mir nicht gelungen ist, Menschen zum gleichen Glauben zu bringen".

Es dauerte eine gewisse Zeit - 6 Wochen - bis Österreich-Ungarn auch mit Hilfe deutscher Truppen den Widerstand organisieren und Siebenbürgen zurückerobern konnte. Erst hörten wir Gerüchte und dann Kanonen, worauf wir uns in den Keller zurückzogen. Den Kanonendonner benützte Vater zu einer physikalischen Erklärung. Aus dem zeitlichen Abstand zwischen Abschuss und Aufschlagknall konnte man nämlich ablesen, ob von uns weg oder auf uns zu geschossen wurde. Wenn die Knalle kurz hintereinander passierten, war das Geschoss, parallel mit dem Schall durch die Luft auf uns zu geflogen. Die umgekehrte Sache passierte immer seltener, und da wussten wir, dass die Rumänen, die von uns weg schossen, allmählich aufhörten zu schießen.

Mitten hinein in die Schiesserei tauchte plötzlich ein rumänischer Soldat auf. Als erstes, "repetierte" er das Gewehr - das heisst, das Gewehrschloss betätigen, um zu

demonstrieren, dass er schiessbereit sei. Dann verlangte er eine Uhr. Vater hatte eine goldene Uhr, die er immer trug und die ihm seine Freunde vom "Liederkranz" bei irgend einer Gelegenheit verehrt hatten. In einer gewissen Vorahnung hatte er die goldene Uhr zwischen den Kartoffeln im Keller versteckt und hatte zum Glück noch eine andere, schlechtere, mit der der Soldat abzog. Wir waren erleichtert, denn solche marodierende Einzelsoldaten sind die gefährlichsten.

Den stärksten akustischen Eindruck hat mir ein Maschinengewehr gemacht, dass offenbar in unmittelbarer Nähe loshämmerte. Dann war Schluss, aber wir trauten uns erst aus dem Keller, als eine Nachbarin angerannt kam und schrie "wir sind befreit!".

Am nächsten Tag zog Vater mit mir an der Hand los, um das Schlachtfeld zu besichtigen. Dabei sahen wir einen toten, nach vorne gefallen Soldaten, dessen Tornister aufgegangen war und sich über seinen Kopf ergossen hatte: lauter seidene Damenstrümpfe. Offenbar hatte er Geschäfte geplündert, ehe es ihn erwischt hatte.

Vaters Bruder, der Gustonkel, er war auch Pfarrer, wie Vater, erzählte uns folgendes: er war nicht wie wir in den Keller gegangen, sondern auf seinen Kirchturm gestiegen, um die Schlacht zu beobachten. Hätte er die primitivsten militärischen Kenntnisse besessen, so hätte er das nie gemacht, denn solche exponierte Leute werden als erste heruntergeschossen, weil man in ihnen Artilleriebeobachter vermutet, die per Telefon die Kanonen je nach der Lage der Treffer einweisen. Am Ende der Kämpfe sah er einen einzelnen ungarischen Soldaten auf seine Kirche zukommen und ging ihm entgegen, worauf er folgendes zu hören bekam. "Mit ihrem Sohn zusammen lag ich im Schützen-graben und er zeigte mir ihre Kirche: "dort ist mein Vater Pfarrer!" Als wir zum Sturm aufbrachen, bekam er einen Schuss in die Schläfe und war tot". Das war der Fritz Schiel, wenige Jahre älter als ich. Wie sich später herausstellte, ging der Schuss tatsächlich in die Schläfe, Fritz lebte noch einige Jahre normal, starb aber dann geistig verwirrt. Eine alte Tante hat zusammengezählt, dass 18 junge Leute aus unserer weiteren Familie in diesem Krieg gefallen sind.

Die von den Soldaten verlassenen Schlachtfelder waren für uns Lausbuben ein unerhörtes Feld für Entdeckungen. Zum Glück wurde ich von älteren Buben über die Gefährlichkeit von Handgranaten und Blindgängern belehrt, so dass ich mich nur an Gewehrmunition, Zelte und sonstige Ausrüstungen hielt. Es war kinderleicht, aus Gewehrpatronen, die kistenweise herumlagen, Schiesspulver zu gewinnen, indem man mit einer Flachzange das Geschoss von der Hülse abmachte. Mit diesem Schiesspulver spielten wir dann Vesuv (ich glaubte damals, die Worte Vesuv und Vulkan seien Synonyme). Zu dem Zweck wurde am Kinderspielplatz im Sandhaufen eine Pulvermenge vergraben, wobei über dem Pulver ein Schacht bis oben freiblieb. Nach der Zündung gab es ein schönes Schauspiel. Einmal ging die Sache beinahe schief. Wir hatten eine herrliche

Höllmaschine auf der Gartenbank aufgebaut und nicht bedacht, dass die alten Frauen aus dem benachbarten Heim die Erlaubnis hatten, am Sonntag den kürzeren Weg durch unseren Garten zur Kirche zu gehen. Es war gerade Kirchgangszeit, die Höllmaschine auf Zündung gestellt und wir in gebührender Entfernung in Erwartung, als die Gartentüre aufging und das erste alte Weiblein erschien. Zum Glück versagte die Zündung der Höllmaschine. Merkwürdigerweise weiss ich nicht mehr, mit wem ich diese Sachen gemacht hab, denn Ricki war ja von seinem ungarischen Exil noch nicht zurück.

Kronstadt war noch Kriegsgebiet mit Militärverwaltung und allerhand Beschränkungen für Zivilisten. Als Einquartierung hatten wir einen deutschen Hauptmann, dessen Namen - Nicolai - irgendwie in meinem Gedächtnis haften geblieben ist. Er erzählte uns, dass er bei einem Zwischenhalt auf dem Vormarsch nach Siebenbürgen die grosse Gastfreundschaft der Ungarn bewunderte. Der Gastgeber wollte ihm sagen "essen sie doch, mein lieber" aber mangels deutscher Sprachkenntnisse kam heraus "friss, liebe". Das "friss, Liebe" haben wir später in unserem Wortschatz aufgenommen. Dem Hauptmann Nicolai unterstand das Feldpostwesen in Kronstadt und mit seiner Hilfe konnten wir erfahren, dass die Verwandten in der Papierfabrik in Buschten die Kriegereignisse gut überstanden hatten, dass sie aber einen Pfarrer zu einer Taufe brauchten, weil bei ihnen inzwischen ein Kind geboren war. Die Militärbehörde hatte zwar Reisen von Zivilisten verboten, aber an Gebirgstouren hatte sie nicht gedacht. Es wurde also ausgemacht, dass die Verwandten aus Buschten und wir aus Kronstadt am selben Tag eine Gebirgstour machen sollten, um sich an einem bestimmten Punkt der ungarisch-rumänischen Grenze zu treffen. Die Buschtener brachten das Baby, nämlich Liesel Schiel, mit, und Vater taufte es unter freiem Himmel bei herrlichem Herbstwetter. Alle waren von diesem Treffen so begeistert, dass ein weiteres für 14 Tage später vereinbart wurde. Bei der Trennung wurde ich, als Schmuggelgut, den Buschtener Verwandten mitgegeben und 14 Tage später auf demselben Weg zurückgebracht.

In Buschten war ich schon öfter in den Ferien gewesen und wurde von den dortigen Vettern in ihre "schwarze Bande" aufgenommen und unterrichtet. Wenn dich einer auf der Strasse anredet, musst du sagen, "nu stiu romaneste" das heisst, ich kann nicht rumänisch. Ich hab es auch dort nicht gelernt, sondern erst 15 Jahre später beim Militär.

Offenbar war ich immer sehr verträumt, was mich fast das Leben gekostet hat. Auf dem Weg von den Fabriken zum Pferdestall hatte man eine wunderbare Abkürzung, wenn man 10m entlang den Eisenbahnschienen über eine Brücke ging. Ich tat das verbotenerweise, und im Augenblick, als ich vom Gleis wegging brauste ein Zug an mir vorbei. Es wurde beobachtet, dass der Lokführer wie verrückt gepfiffen hat, wovon ich aber nichts bemerkte.

In der Buschtener Fabrik gab es unzählige, die Schiel hiessen. Sie wurden von den Arbeitern nur mit den Vornamen genannt z.B. domnul Fritz, domnul Caroli u.s.w. (domnul heisst Herr). Nach dem Essen beim Samonkel gab es schwarzen Kaffee - ein mir damals unbekannter Brauch - wobei die Erwachsenen ihre Probleme behandelten, die uns Kindern völlig egal waren. Der einzige von uns, der seine Ohren spitzte, war Ricki, und manchmal platzte er ins Gespräch der Erwachsenen hinein mit den Worten "oh nein, das war ganz anders...".

In meiner Schulklasse gab es ausser mir noch zwei, die Schiel hiessen, ein nicht verwandter aus einem Dorf und der Carl aus Buschten, den wir Carolus Magnus nannten, weil er der Klassengrösste war. Ich gehörte zu den beiden kleinsten. Eines Tages packte mich Carolus aus Spass beim Pausenläuten um mich ins Klassenzimmer zu schleppen, Po nach vorn, Kopf nach hinten, bemerkte aber nicht, dass bei jedem Schritt mein Kopf aufschlug. Auf mein Geschrei hin liess er mich los, aber am Kopf hatte ich eine schöne Beule. In der nachfolgenden Stunde dachte ich nur an die Beule und hörte nicht zu, denn es war Mathematik, was ich ohnehin wusste. Der Lehrer zeigte irgendeine Rechenoperation, liess sie von den Schülern machen und fragte dann, "na, geht es schon besser" nämlich die Rechenoperation. Ich bezog die Frage aber auf mich, stand auf und sagte, "danke, es tut nicht mehr so weh". Der Lehrer hätte mich wegen Unaufmerksamkeit zur Verantwortung ziehen können tat es aber nicht, denn ich war eine seiner beiden Stützen. Die andere war ein gewisser Lukács, und wir beide waren in Mathematik immer an der Spitze. Vom Lukács weiss ich nur, dass er nach dem Abitur nach Budapest gegangen ist.

Mein mathematischer Hochmut hat sich gehalten, bis ich an der Wiener Technischen Hochschule in Mathematik durchgefallen bin. Das Nachspiel zu diesem Durchfall werd ich später erzählen. Meine Lernqualität war sehr unterschiedlich. In Sprachen war ich schlecht und hab mich auch nicht angestrengt, ohne zu ahnen, wie sehr ich mich mit fremden Sprachen (Französisch, Portugiesisch) in meinem späteren Leben auseinanderzusetzen haben werde. Griechisch war z.B. Wahlfach, und ich vermied es, ohne zu ahnen, dass ich 65 Jahre später mit Mühe etwas Neugriechisch lernen würde zum Nutzen für unsere Urlaubsreisen nach Griechenland.

Meine Abneigung gegen Sprachen hielt mich auch vom Wahlfach Französisch ab. Erst in Paris hab ich gemerkt, dass ein von uns oft gebrauchtes Wort französisch war. Ein herumlungender, meist rumänischer Mann, den man für wenig Geld für irgendwelche Besorgungen mieten konnte, war ein Purligar - offenbar von pour la gare (um das Gepäck zum Bahnhof zu schaffen).

In der Lateinstunde passierte folgendes: Der Schulinspektor trat herein und sagte zum Lehrer, "machen Sie weiter, als ob ich nicht da wäre." Wir lasen Tacitus und ich

wurde aufgerufen (mein Nebengedanke an den Lehrer: Rindvieh! Jetzt blamieren wir uns beide!). Ich las aus Tacitus den folgenden Satz "Germanicus in aviam se recepit" d.h. "der römische Feldherr Germanicus zog sich ins weglassige Gebiet zurück". Ich sollte übersetzen, brachte aber nur heraus "Germanicus zog sich zurück" "na und in aviam?" darauf ich "avus heisst Grossvater also muss avia die weibliche Form sein". Um das Ausmass des ausbrechenden Gelächters zu verstehen, muss man wissen, dass der häufigste unanständige rumänische Fluch bedeutet, "geh in deine Mutter zurück, wo du hergekommen bist", mit der Steigerung "geh in deine Grossmutter", und es war mir also gelungen, aus dem Tacitus herauszuübersetzen, dass Germanicus sich in seine Grossmutter zurückzog.

Zum Schulleben gehörte auch das Lehrerärgern. Eine besondere Zielscheibe war der Lateinlehrer, der zu Vaters Jugendfreunden gehörte. Vater sagte zu mir "lass den doch in Ruhe! Er kann doch nichts für seine Schusseligkeit die er schon als Kind hatte", wovon mir Vater dann erzählte. Statt nun in mich zu gehen, gab ich in kindlicher Grausamkeit Vaters Bericht an die Kameraden weiter, was neue Munition zum Ärgern lieferte.

Ich will aber nichts dagegen sagen, dass wir Latein gelernt haben. Es hat mir schon viel genützt, aber der grosse Lernaufwand steht in keinem Verhältnis zu dem geringen Erfolg. Und dabei wurde die Tatsache, dass wir etwas Latein konnten, nicht einmal richtig ausgenützt. Wir lernten zum Beispiel in Geschichte, Ulrich von Hutten - ein Freund Luthers - hätte gesagt, "es ist eine Lust zu leben". Dieses lahme Geplapper steht in keinem Verhältnis zu seinem wirklichen Jubelschrei: "juvat vivere!" Die Tatsache, dass es kein deutsches Verbum gibt, das dem "juvat" entspricht, wäre ein Grund gewesen, den Spruch auf lateinisch zu lernen (die lateinische Originalform hab ich erst vor kurzer Zeit erfahren).

Das Wichtigste neben der Schule waren die Ausflüge und Wanderungen. Von Vater lernte ich richtig Bergsteigen. Lene begründete bei uns Wandervogelideen aus Deutschland, und mein Vetter und Patenonkel, der Zahnarzt Dr. Karl Gust, unterrichtete uns im Felsklettern, was er als Student in Graz gelernt hatte. Von ihm hab ich auch zum ersten Mal von Einsteins Realivitätstheorie gehört, die damals neu war und viel diskutiert wurde. Mit meinen Freunden: Zet (Helmut Zeidner), Lasch (Helmut Lassel), Suma (Walter Seimen) und Moses (Rudolf Schiel) wurden die tollsten Bergtouren gemacht und es fing auch das Schilaulen an (ich ziehe diese Schreibweise der mit Skilaulen vor, weil das norwegische *sk* wie *sch* gesprochen wird). Als ich mit 15 Jahren meine ersten Schier bekam, meinte mein Mitschüler Lexen "das lernst Du nie! Du bist viel zu alt, um das noch zu lernen". Tatsächlich hat Lexen es zum Schilandesmeister gebracht, während meine einzige Sporttrophäe das Zeugnis ist, dass ich - viel später als Assistent bei den Dresdner Hochschulmeisterschaften - im Langlauf in der Altersklasse den zweiten Preis bekommen hab. Dieses Zeugnis verschweigt allerdings die Zahl der Teilnehmer in der Altersklasse,

nämlich zwei. Um diesen Schock zu lindern erwähne ich, dass im ganzen, junge und alte, etwa 60 Teilnehmer mitliefen und ich von allen immerhin an zehnter Stelle landete.

Halt, ich hab ja noch 2 Sportzeugnisse, das deutsche Sportabzeichen und das Zeugnis als Lebensretter. Das schwerste bei dieser Prüfung war, im Schwimmbad "20m retten", beide in Kleidern und Schuhen, nämlich Opfer und Retter. Wenn Freund Moses als Opfer nicht so brav, trotz Wasserschlucken, still gehalten hätte, hätte ich es nie geschafft.

Eine besondere Bergtour muss ich noch beschreiben. Wir hatten vor, die sogenannten Morarzacken zu besuchen, die man vom Hochplateau des Butschetschgebirges leicht erreichen kann, aber wir wollten durch die Morarschlucht direkt ansteigen. Das italienische aus der Kletterpraxis stammende Wort "diretissima" kannten wir damals noch nicht. Zu unserer Überraschung ergab sich eine leichte Kletterei, zu der wir kein Seil gebraucht hätten, aber der Anstieg war zeitraubend, und die Dunkelheit überraschte uns, als wir noch beim Klettern waren. Wir, das heisst Zet, Lasch und Moses und ich hatten in einer Felsspalte Platz und konnten den Tag erwarten, denn es war trotz der Höhe - über 2000 m Meereshöhe - nicht allzu kalt. Plötzlich erklärte ich "ich muss auf's Clo". "Bist du verrückt? Wir können uns nicht rühren und dein Gestank wäre nicht auszuhalten". Schliesslich wurde ich so ins Seil gebunden, dass ich an 2 Seilen den Abhang hinuntergelassen werden konnte. Als ich so hing sagte Lasch "Du, wenn jetzt einer vorbeikommt, denkt er der Vollmond ist aufgegangen". Ich antwortete empört "lacht nicht, sonst lasst ihr mich fallen!". Als es Tag wurde, stellten wir fest, dass wir nur noch 20 m bis zur Gipfelwiese hätten klettern müssen. Zum Glück hatten wir das nicht gewusst, sonst hätten wir vielleicht im Dunkeln zuviel riskiert.

Diese Sportgeschichten spielten sich aber zum Teil später ab, und ich gehe jetzt zurück in die Schulzeit. Ich war ein ausgesprochener Spätentwickler, und während fast alle Mitschüler Stimmwechsel hatten, spotteten sie über mich "der Miu hat vergessen zu mutieren; er ist ja so vergesslich". Mein diesbezügliches Minderwertigkeitsgefühl behob sich erst als ich erfuhr, dass Johannes Brahms erst mit 20 Jahren Stimmwechsel hatte. In der Tanzstunde wagte ich mich nicht an die hübschen Mädchen, bemerkte aber, dass bei der Partnerinnenwahl immer dieselbe übrig blieb; die holte ich mir dann.

In die höheren Gymnasialschulklassen durften auch Mädchen gehen, denn es gab in Kronstadt kein Mädchengymnasium. Bei uns waren 3, wovon mich nur Mede interessierte, der ich gleichzeitig mit Zet in gemässigter Weise den Hof machte. Ich hatte keine Ahnung, dass die Nächste, Ada, einmal die Mutter meines Sohnes Peter werden würde. Mede, die mit Zet und mir viele Bergtouren machte, liess sich unsere Anhänglichkeit gefallen, betrachtete uns aber als ausgesprochene Kinder.

Die Weltereignisse begannen in unser Leben einzugreifen. Die k. u. k. Monarchie brach zusammen, und ein Strom von heimkehrenden Soldaten überschwemmte uns. Ich sehe noch meine Mutter eine Menge Töpfe voll Essen vorbereiten, da viele durchziehende Soldaten angesagt waren, die dann aber nicht kamen. Es spielte sich aber alles ruhig ab, und auch der Anschluss Siebenbürgens, dessen Bevölkerungsmehrheit ja rumänisch war, an Rumänien erfolgte durch Friedensvertrag ohne Blutvergiessen. In der Schule hatten wir keinen ungarischen Unterricht mehr, mussten aber Rumänisch, die neue Staatssprache lernen.

Es gab auch manches, was wir noch nicht kannten z.B. Korruption - bei den Ungarn gab es nur Protektion, keine Korruption. Durch den Anschluss an Rumänien waren wir dem Balkan näher gerückt. Die Rumänen selbst bezeichnen mit Recht, ihre Korruption als türkisches Erbe. Sie waren ja jahrhundertlang unter türkischer Herrschaft, und Backschisch ist zum Beispiel ein türkisches Wort.

Die dreisprachigen Strassenschilder in Kronstadt, die als erste Sprache ungarisch, dann deutsch, dann rumänisch hatten, wurden alle geändert, indem die erste und die dritte Sprache vertauscht wurden und deutsch in der Mitte blieb. Im vorigen Jahrhundert müssen die Schilder nur deutsch gewesen sein, denn ein irgendwo vergessenes Schild "Marktplatz 1" hab ich noch gesehen.

Unser nach österreichischem Muster aufgebautes Schulwesen wurde dem französisch beeinflussten rumänischen angepasst. Mein Jahrgang war der letzte, der noch eine Reifeprüfung = Abitur machte. Von da an hiess es Bacalaureat und war, wie man mir sagte, mit mehr sturem Auswendiglernen verbunden.

Im öffentlichen Leben herrschte durch das Kriegsende ein gewisses Chaos, was den Vater zu einer bastlerischen Glanzleistung veranlasst hat. Die öffentlichen Uhren - Bahnhof, Rathaus, Kirchturm - gingen jede anders, und daher baute er (aus Holz!) einen Sonnenstandmessapparat zur genauen Zeitbestimmung. Um aus nur einer Messung die Zeit zu bestimmen, braucht man die ihm unbekanntes sphärische Trigonometrie. Ich wurde also zum Mathematiklehrer geschickt, um eine Formel zu erfragen. Die Zeitbestimmung war aber zu ungenau, und er besann sich auf die Methode der korrespondierenden Sonnenhöhen, bei der man keine Trigonometrie braucht. Dabei lernte ich natürlich die Zeitgleichung und andere astronomische Begriffe kennen. Zum Schluss waren wir in Kronstadt die Einzigen mit genauer Zeit und zwar mit einem Fehler von nur etwa 6 Sekunden.

Nun muss ich noch etwas Dummes erzählen, was Zet und ich angestellt haben, was mir heute völlig unbegreiflich erscheint und nur durch unser Alter erklärt werden kann. Wir waren etwa 15 Jahre alt, und man könnte das genaue Alter erfahren, wenn man das

Datum der feierlichen Krönung des rumänischen Königs Ferdinand feststellen würde, das in Alba Julia in Mittelsiebenbürgen stattfand. Ferdinand war nichtbesonders intelligent, und daher wurde in deutschsprechenden Kreisen das bekannte Sprichwort "mehr Glück als Verstand" abgewandelt in "mehr Glück als Ferdinand".

Zet und ich waren auf einer Tour zur Erforschung der Umgebung von Alba Julia, wobei uns Ferdinand und seine Krönung völlig wurscht waren. Die dortige Polizei aber hatte verdächtige Elemente, die vielleicht die Krönung stören könnten, festzunehmen. Da der Polizei unbekannt war, dass es junge Leute geben könnte, die zum Vergnügen spazieren gehen, wurden wir als verdächtige Elemente festgenommen. Dabei fand man in unseren Taschen mehrere Schülerscheine auf verschiedene Namen, die halben Fahrpreis auf der Eisenbahn ermöglichten, was wir mit Wonne ausgenützt hatten, um die Reichweite unserer Expeditionen zu vergrößern, also betrügerische Erschwindelung der Fahrerlaubnis. Dieses ist der mir heute völlig unbegreifliche Tatbestand - waren wir wirklich so blöd, dass uns das Kriminelle unserer Handlungsweise nicht klar war? Ich weiss es nicht. Für die Polizei waren wir, umsomehr als wir kaum rumänisch konnten, ein gefundenes Fressen, und wir wurden "per Schub", d.h. mit einem bewachenden Schutzmann nach Kronstadt befördert, wobei wir eine Nacht in einem Gefängnis zubringen mussten. Offenbar hab ich versucht, dieser Situation eine romantische Seite abzugewinnen, denn ich erinnere mich, dass ich mit einem Ziegelbrocken aus der Gefängnismauer ein Mühlespiel auf den Boden geritzt habe, und dass wir mit weiteren Ziegelbrocken Mühle gespielt haben.

Nachdem wir mit der Bahn in Kronstadt angekommen waren, machten wir uns, zu Fuss zusammen mit dem bewachenden Polizisten, auf den etwa 20 Minuten weiten Weg durch Kronstadt zum Polizeipräsidium. Dabei muss uns irgendjemand erkannt haben und Zet's Vater, dessen Buchhandlung gegenüber vom Polizeipräsidium war, verständigt haben. Jedenfalls erschien Zet's Vater fast gleichzeitig mit uns auf der Polizei, und nach langen Verhandlungen wurden wir mit einer ernststen Ermahnung entlassen. Ich muss aber sagen, dass uns die Polizei gut behandelt und nicht etwa verhauen hat, wie es oft vorgekommen sein soll.

Mein Berufswunsch war eindeutig: Ingenieur. Von der Technischen Hochschule in Wien - die Wiener sagen einfach die Technik - hatte ich erfahren, dass man vor Antritt des Studiums 6 Monate praktische Tätigkeit machen muss. Ich entschloss mich, die doppelte Zeit anzuwenden und ein Handwerk zu lernen, wurde also für ein Jahr Lehrbub in der Zimmermannswerkstatt Gusbeth in Kronstadt. Der Vordruck des Gesellenzeugnisses war noch deutsch aus vorungarischer Zeit: "Wir, die Gewerkekorporation der königlichen Freistadt Kronstadt..."

Während meiner Lehrzeit starb mein Vater. Der Samonkel, als sein bester Freund, beriet meine Mutter: "Du brauchst dir um das Schicksal deines Jüngstens keine Sorgen zu machen. Er wird ja jetzt bald Zimmermannsgeselle, und später werd ich ihm eine Zimmermannswerkstatt einrichten. Die beste in Kronstadt!" Darauf Mutter: "aber er will studieren". "Was, so ein Blödsinn, was will er denn studieren?". "Ingenieur". Darauf Samonkel "ausgerechnet Ingenieur! In der Fabrik hab ich mich immer über die Ingenieure geärgert. Meine Söhne haben nicht studiert und sie machen die Ingenieurarbeit viel besser als gelernte Ingenieure!" (übrigens hatte Ricki als jüngster Sohn nach schwerem Kampf mit dem Vater gerade durchgesetzt, ein Ingenieurstudium anzufangen). Kurz und gut, da ich auch stur blieb, bekam ich nichts vom Samonkel. Zum Glück halfen mir die beiden Schwäger - Mikos Mann Walter Lörch und Gretes Mann Heinz Rhein.

Samonkel war nur stur und durchaus nicht geizig. Vater hat mehrmals auf Samonkels Kosten Weltreisen mitmachen dürfen und einmal sogar Vater und Mutter. Als Samonkel die Papierfabrik den Söhnen überlassen hatte und in Kronstadt lebte, war er auch mit Spenden grosszügig. So hat er für die schwarze Kirche die Heizung in Deutschland besorgt und sich dabei von einem Universitätsprofessor, Spezialist für Heizung und Lüftung, beraten lassen. Der Sohn Hans dieses Professors hat später Ilse beste Freundin Heta geheiratet, und wir waren ganz platt, als wir den Zusammenhang bemerkten.

1924 - 1927

Nach Wien zum Studium fuhr ich mit dem Schiff auf der Donau. Das dauerte etwa eine Woche - stromaufwärts - war aber recht billig. Grossen Eindruck machte mir die flache ungarische Puszta und natürlich Budapest, wovon ich aber fast nur die Brücken gesehen hab.

Da ich die Nächte wegen der schönen Sterne meist auf dem Schiffsdeck - schlafend - zubrachte, war in Wien mein eines Auge fast zugeschwollen. An die Ankunftsschwierigkeit erinnere ich mich nicht. Natürlich hatte man mich mit etlichen Adressen versehen, unter anderen von einem Professor der "Technik" siebenbürgischer Herkunft. Als ich Besuch machte, war er nicht da und seine Frau, eine Wienerin, sagte in der Unterhaltung folgendes: "Wenn Sie wollen, dass wir uns gut verstehen, dann beweisen Sie mir bitte nicht in der ersten halben Stunde, dass wir irgendwie verwandt sind". Sie war offensichtlich durch andere Landsleute ihres Mannes geschreckt. An diesem siebenbürgischen Laster, Verwandtschaften auszugraben, litt ich nicht. Ich war im Gegenteil froh, in Wien nicht mehr wissen zu müssen, mit wem jener Onkel verwandt ist

und wer wen geheiratet hat u.s.w., was bei unserer grossen Verwandtschaft recht kompliziert war. Jedenfalls zu jenem siebenbürgischen Professor ging ich nicht mehr hin, worüber seine Frau sicher froh war.

Eine billige Unterkunft fand ich in einem Studentenheim: Schlafsäle für 20 Mann und ein grosser Studierraum. Als neu ankommender Student war man zu jener Zeit das Ziel von Werbung - keilen sagte man - der studentischen Korporationen, Burschenschaften u.s.w. Die Vorteile wurden rosig ausgemalt, und auf unseren siebenbürgischen Nationalismus wurde angespielt. Ich glaube, ausschlaggebend für meine Ablehnung war die Schilderung, wie die "alten Herren" für einen sorgen und einem im Berufsleben Stellungen verschaffen, in die man sonst nie käme. Ein Glück, dass es mir vor so einem "Filz" geirrt hat.

Die "akademische Freiheit" hatte es mir angetan. Weil mir der Mathematikprofessor nicht gefiel, ging ich nicht hin, sondern lernte aus dem Buch, das sein Vorgänger, ein gewisser Czuber geschrieben hatte. Der Mann muss ein feiner Kerl gewesen sein. Zuber bedeutet doch - im österreichischen - ein oben offenes Fass aus hölzernen Dauben, die mit eisernen Reifen zusammengehalten werden. Die Studenten haben ihm einmal vor der Vorlesung einen Zuber auf die Tafel gemalt. Er sah ihn an und meinte "das ist doch von mir sehr verschieden. Das ist von Reifen umgeben, ich von Unreifen".

Im Czuberbuch lernte ich allerhand, aber offenbar nicht das richtige, denn ich fiel in der Prüfung durch. Das Nachspiel dazu passierte zwar erst 15 Jahre später, aber ich schalte es hier ein um den Fall zu erledigen. Ich hatte also - viel später - in der ZAMM (Zeitschrift für angewandte Mathematik und Mechanik) einen Aufsatz veröffentlicht und bekam - statt Honorar, denn die ZAMM ist viel zu vornehm für Geldsachen - 50 Sonderdrucke. Einen schickte ich an den Professor Schrutka in Wien und schrieb dazu "ich bin zwar seinerzeit bei Ihnen durchgefallen, aber es ist mir trotzdem gelungen, diesen Aufsatz in der bekannt exklusiven ZAMM zu veröffentlichen" - ich wusste, was ich mit "exklusiv" meinte, denn meine erste Fassung hatte mir die ZAMM tatsächlich als zuwenig wissenschaftlich zurückgeschickt. Vom Professor aus Wien kam unerwarteterweise eine Antwort: "Ich hab in den Akten nachgesehen, Sie sind bei mir nicht durchgefallen, sondern haben bloss die niedrigste Note bekommen, die für eine Gesamtprüfung genügt, aber bei Einzelprüfungen eine Wiederholung erfordert. Ihre Darlegung im 3. Absatz ihres Aufsatzes ist übrigens nicht neu, denn ich habe schon vor einigen Jahren in der Zeitschrift...".

Da ich schon bei Prüfungen bin, die ja der aufregendste Teil des Studiums sind, erzähl ich gleich noch von zweien aus meinem Studienverlauf. Der Titel könnte sein "Die beiden Müller". Also in Wien hatten wir einen hervorragenden Mann, den Hofrat Emil

Müller, Professor für Darstellende Geometrie. Dass es damals noch Hofräte gab, ist plausibel, denn der Kaiserhof war ja erst 6 Jahre vorher verschwunden. Dass es aber heute noch Hofräte in Wien gibt, wie ich kürzlich hörte, ist ein echtes Wunder. Entweder hat sie der Kaiser schon als Babys zu Hofräten ernannt, oder sie sind alle weit über 100 Jahre alt.

Der Hofrat Müller verstand es, uns erstsemestrigen Studenten, die wir noch wenig Mathematik konnten, die Differentialgeometrie, die sonst erst viel später, eingewickelt in schwierige Mathematik, drankommt, völlig plausibel zu machen. In der mündlichen Prüfung machte ich bei ihm offenbar einen guten Eindruck. Schliesslich fragte er:

- "Was ist das Gauss'sche Krümmungsmass einer Fläche?"
- "Herr Hofrat, leider hab ich keine Ahnung".
- "Schade! Überlegen Sie doch, ausgehend vom Krümmungsmass einer Kurve, das Sie ja kennen..." u.s.w. Mit Hilfe des Hofrates kam ich dahinter, und zum Abschied sagte er "Sie haben die beste Note, die ich sehr selten gebe".

Dann, vier Jahre später in Dresden, der andere mir sehr verhasste Müller, Professor für Eisenbahnbau. In der mündlichen Prüfung weiss ich wenig und es hiess: "ich geb Ihnen noch eine Gnadenfrage: wieviel kg Wasserdampf kann man mit einem kg Kohle machen?". "Herr Professor die Verbrennungswärme der Kohle ist etwa 4000 Kalorien, der Verdampfungswert des Wassers etwa 300 Kalorien. Wenn man noch einen Wirkungsgrad...".

- "Jetzt sehe ich, sie sind nicht einmal dumm, sie waren nur stinkfaul. Das muss man wissen: 8 kg Dampf kann man mit 1 kg Kohle machen. Sie können gehen". Durchgefallen! Es war meine letzte Prüfung, und ich musste mich damit abfinden, noch ein halbes Jahr in Dresden zuzubringen, um den Dipl.-Ing. Abschluss zu bekommen. Man sieht also, dass das Nichtwissen je nach der Mentalität des Professors zum Guten oder zum Schlechten führen kann.

Am nächsten Tag ging ich traurig durch die Hohestrasse in Dresden, plötzlich hör ich von der anderen Strassenseite den Professor Beyer schreien "Schiel! Was haben Sie beim Kollegen Müller angestellt? Er wollte Sie durchfallen lassen". Beyer hatte mich gerettet. Wahrscheinlich hat er gesagt das ist doch einer von meinen besten Leuten, den können Sie doch nicht durchfallen lassen.

Wien war für mich die zweite Grosstadt, die ich gesehen hab, aber in der ersten, Warschau, war ich nur einen Tag auf der "Schulreise der Kronstädter Abiturienten". Grossen Eindruck machten mir in Warschau die eleganten Kutschen mit Gummirädern; man hörte nur das Trapp-Trapp der Pferde. Die Wiener Mietkutschen, genannt Fiaker, waren weniger elegant, aber für mich anfangs gefährlich, weil in Wien - im Gegensatz zu Kronstadt - links gefahren wurde. Als ich einmal beinahe umgefahren wurde, hielt der Kutscher an und rief mir zu: "Wanns Ehna umbringen woll'n, dann hängens Ehna auf,

aber stengens da net so rum". Fiakerfahren war für mich natürlich viel zu teuer; noch teurer als die Fiaker waren die eben erst aufgekommenen Auto-Taxis. Normalerweise ging unsereiner zu Fuss, obwohl die Strassenbahn billig war. Überhaupt war Wien für uns arme Studenten eine günstige Stadt, weil es auch sonst viele durch den Kriegsausgang verarmte Leute gab.

Unter den Studenten im Heim herrschte meist Harmonie. Es war z.B. Sitte, Fresspakete gleich zu öffnen und die Kollegen dazu einzuladen. Nur einer, ein Bauernsohn, frass seine Sachen allein und wurde dafür folgendermassen bestraft. Er hatte gerade von seinem Vorrat geschmaust und seinen Spind zugesperrt und war weggegangen. Einer der Freunde, der alle Spindtüren aufkriegte, holte das Fresspaket heraus, machte es leer und tat Margarine aus dem Spind von Wessely hinein, die schon ranzig war. Dieser Wessely war ein Bruder der nachmals berühmten Filmschauspielerin Paula Wessely, der sehr sparsam lebte (ranzige Margarine, um weniger essen zu können u.s.w.). Er schwärmte uns von seinen Italienreisen vor, die er in den Ferien infolge seiner Sparsamkeit machen konnte.

Wir also sassen friedlich beim Tarockspielen, als der Bauernsohn nach Hause kam und an sein Fresspaket ging. Als er die ranzige Margarine fand, konnten wir uns offenbar nicht das Grinsen verbeissen, denn er sprang auf und feuerte das Margarinepaket auf uns. Wir duckten uns rechtzeitig und es gab auf der Wand einen riesigen Fettfleck. Dieser Fleck soll noch Jahre später zu sehen gewesen sein, wie mir jemand erzählte, der das Studentenheim besucht hatte.

Trotz meines sparsamen Lebens, war ich immer geldknapp und arbeitete in den Ferien als Zimmermann. Einen anderen unverhofften Nebenverdienst gab es, wenn es die Nacht über schneite. Am Morgen mussten die Strassenbahngleise schneefrei sein, und deshalb wurden gegen 3-4 Uhr morgens zum Schneeschaufeln Leute eingestellt, und der Arbeitslohn war sehr gut.

Diese Nebenverdienste erlaubten mir schliesslich, aus dem Studentenheim auszuziehen, was wegen Verbummelungsgefahr sehr nötig war. Von den verschiedenen Zimmerwirtinnen, die ich dann hatte, war eine ein Original: eine uralte ehemalige Schauspielerin vom Burgtheater mit völlig krächzender Altersstimme. Einmal kam ich nach Hause und hörte aus ihrem Zimmer wunderschön Schiller deklamieren. Ich dachte, aha, die hat Besuch von einer jungen Kollegin. Gleich darauf stellte es sich aber heraus, dass sie allein im Zimmer war. In der Erinnerung an ihre Theaterzeit hatte sie noch ihre völlig ungekrächzte Theaterstimme.

In meinem ganzen Studentenleben war diese Zimmerwirtin die einzige, die mich per Kündigung hinausgeschmissen hat. Das kam so: ein ziemlich beschränkter aus Eger

stammender Kollege kam öfter zu mir und ich paukte ihn für Prüfungen ein. Das zog sich manchmal bis spät in die Nacht hin, und die Wirtin hielt uns für homosexuell. Sie kündigte und sagte: "das kenn ich vom Theater her. Solche Schweinereien dulde ich nicht in meiner Wohnung". Von der Absurdität ihrer Ansicht über unsere Tätigkeit war sie nicht abzubringen, wahrscheinlich weil sie nie junge Leute gesehen hatte, die zum Lernen zusammenkommen.

In Wien hab ich auch Billardspielen gelernt. In unserem Stammkaffee behandelte uns der Ober Franz als Stammgäste. Wenn wir kein Geld hatten, durften wir auch bei einem Glas Wasser sitzen und Zeitungen lesen. Jahrzehnte später wollte ich Ilse zeigen, wo ich Billard gelernt hab: das Lokal gab es noch, aber statt dem Billardtisch sah man nur Tischchen, an denen ältere Damen mit ihrem Kaffee und Kuchen sassen.

Die Prüfungen an der "Technik" konnte man entweder als Einzelprüfungen parallel zum Studium nach und nach ablegen oder als Block die ganze Vorprüfung. Obwohl bei den Einzelprüfungen die Erschwerung galt, dass das Ergebnis um einen Grad höher als bei der Blockprüfung sein musste, war das Einzelprüfungssystem viel sympathischer, weil man sich viel besser in eine Sache vertiefen konnte. Ich schaffte also allmählich - nämlich in 3 statt in den kürzest möglichen 2 Jahren - alle Fächer der Vorprüfung - sie hiess damals Erste Staatsprüfung - und meldete mich zur Fortsetzung des Studiums in Dresden an. Bis auf geringfügige Ergänzungen wurde mir die Prüfung für Dresden anerkannt. Ehe ich nach Dresden ging, wollte ich zu Hause Urlaub machen. Als Abschied von Wien planten wir - Moses (Freund) und ich - eine Tour auf den Grossglockner, was mich besonders reizte, weil ich noch nie einen Gletscher betreten hatte. Kurz bevor es losgehen sollte, fing in Wien die bekannte Arbeiterrevolte (1927) an. Ich war auf dem Weg zum Zahnarzt, der seine Praxis ganz nahe am Justizpalast hatte. Wie ahnungslos ich war, hab ich erst kürzlich gemerkt, als ich das Buch "Die Fackel im Ohr" von Elias Canetti las. Canetti ist genau so alt wie ich, und hat, so wie ich, die Arbeiterrevolte in Wien als Student miterlebt. Es ist unglaublich, was er in seiner aufgeweckten Intelligenz alles bemerkt hat, woran ich in meiner ideologisch beschränkten siebenbürgischen Mentalität überhaupt nicht gedacht hab. Ich will aber nur erzählen, was ich gesehen hab.

Auf dem Weg zum Zahnarzt wurde ich aufgehalten und es hiess: "der Justizpalast brennt". Ich strebte aber weiter, bis ich mich schliesslich in einer Reihe von Arbeitern fand, vor ihnen Polizisten auch in einer Reihe. Die Arbeiter schrien "verdammte Schoberhunde". Schober war nämlich der Polizeipräsident von Wien. Plötzlich rannten die Polizisten mit gezogenem Säbel auf uns los - ich glaube der Gummiknüppel wurde erst später erfunden. Ich sprang seitlich in ein Gebüsch, bekam aber noch einen Säbelhieb - mit der flachen Klinge - auf den Rücken. Da dachte ich nicht mehr an den Zahnarzt, sondern nur an den Heimweg, der mit Schwierigkeiten verbunden war, weil es überall schoss. Um den Schüssen auszuweichen, schlich ich hinter Litfassäulen geschützt davon.

Natürlich war ich dann Tage darauf betroffen, zu sehen, dass die Litfassäulen nicht nur Einschuss-, sondern auch Ausschusslöcher hatten, also keinen Schutz darstellten. Erst beim Canetti hab ich die Zusammenhänge begriffen, dass nämlich der Aufstand die Folge eines Fehlurteils war. Mehrere Polizisten, die wegen Misshandlung von Arbeitern angeklagt waren, wurden freigesprochen, worauf der Aufstand losging. In Wien herrschte einige Tage Chaos; nachher war es für den Grossglockner zu spät und ich fuhr nach Kronstadt. Bis heute hab ich nie den Fuss auf einen Gletscher gesetzt.

Das "Zuhause" in Kronstadt gab es natürlich nicht mehr. Mutter wohnte in einem Häuschen in Buschten, ich glaube mit Lene zusammen. Die anderen Geschwister waren in der Welt zerstreut. In Buschten war ich begeistert von der Nähe der Berge und gleich am zweiten Tag rannte ich von 800 m Meereshöhe (Buschten) auf 2300 m (eine der Spitzen des Butschetsch-Gebirges) und war zum Mittagessen wieder zu Hause. Erfolg: ein derartiger Muskelkater, dass ich 3 Tage lang das Haus nicht verlassen konnte, denn die 3 Treppenstufen beim Ausgang waren ein unüberwindliches Hinderniss. Was ich ausser Bergtouren gemacht hab, weiss ich nicht mehr.

1927 - 1932

In Dresden war Vetter Carolus ebenfalls Student, aber ziemlich am Ende seines Chemie-Studiums. Von ihm erbte ich seine Studentenbude bei der Frau Oberpostrat Stein, offenbar die Witwe eines deutschen Beamten. Sie stammte aus Australien und sprach schlecht deutsch. Wenn sie einem wohlgesinnt war, erlaubte sie ihrem Kater Tommy einen Besuch zu machen. Als sie hörte, dass die Freunde mich Miu nannten, wiederholte sie das auf english, wobei "Maiao" herauskam.

Ricki war auch Student in Freiburg ganz nah bei Dresden, und bei Beginn der ersten Ferien erklärte er "ich fahre nach London um Englisch zu lernen". Er hatte ja einen dicken Monatswechsel von seinem reichen Vater. Seine nachherigen Berichte waren hübsch. Er kannte ja kein einziges englisches Wort und wunderte sich zuerst, wie lang die englischen Worte sind, bis er bemerkte, dass das nicht Worte waren, sondern Sätze. Mit der U-Bahn wollte er zu einem bestimmten Platz fahren und wartete, bis der Name des Platzes in der Station in Leuchtschrift erschien und stieg ein. Dann wunderte er sich, dass es ihm nicht gelang, bei der betreffenden Station auszusteigen, obwohl er es mehrfach versuchte. Schliesslich fing er an, die Leuchtschrift zu kopieren: "dieser Zug hält nicht an der Station so u. so". Ricki hat später gut Englisch gelernt und eine Zeit in USA gearbeitet. Noch eine hübsche Ricki-Geschichte: zu jener Zeit kam das Radio auf, und Ricki bastelte sich einen Apparat mit Kopfhörern. Diesen Apparat nahm er mit in eine Vorlesung "Astronomische Orts- und Zeitbestimmung" die gerade um 1 Uhr Mittags aufhörte. Er bat den Professor

“bitte setzen Sie diesen Kopfhörer auf”. Es war genau 1 Uhr und der Professor war ganz hingerissen: “das ist ja das Nauener Zeitzeichen...” -zum Gebrauch für die Schifffahrt wurde nämlich von der deutschen Nordseeküste aus ein Zeitzeichen gesendet. Nach dem Ende der Demonstration sagte der Ricki “Herr Professor, wozu lernen wir eigentlich astronomische Zeitbestimmung?”

An der Technischen Hochschule war das gefürchteteste Fach Statik, das von dem sympathischen, pädagogisch unbegabten aber wissenschaftlich berühmten Professor Kurt Beyer gegeben wurde. Ich hatte das grosse Glück, dass ich aus Lehrplandifferenzgründen in Wien schon eine Vorlesung “Einführung in die Statik” gehört hatte, so war ich einer der wenigen, der die Vorlesung von Prof. Beyer verstand. Er war schon daran gewöhnt, dass ich den Finger hob und Einwendungen machte. In der letzten Vorlesung vor den Ferien passierte ihm ein sinnentstellender Fehler und ich protestierte, ohne ihn bremsen zu können, denn er wollte vor Ferienbeginn zum Abschluss kommen. Auf anhaltenden Protest hin sagte er “kommen Sie nachher in mein Zimmer”. Da wollte ich schon gleich loslegen, aber er sagte “halten Sie den Mund”, nahm die Kreide und fing an auf seiner Privattafel zu rechnen. Schliesslich sagte er “Sie haben recht! Schlimm ist, dass jetzt ihre Kollegen mit dem falschen Ergebnis in die Ferien fahren”. Darauf ich “Machen Sie sich keine Sorgen, Herr Professor, die werden in den Ferien nicht ins Heft schauen”. “Da haben Sie recht. Was machen Sie jetzt?”. “Ich muss Geld verdienen”. Daraufhin schrieb er auf eine Visitenkarte ein paar Worte und sagte “gehen Sie damit morgen auf die Baustelle Pumpspeicherwerk Niederwarta zum Bauleiter”. Es wurde die bestbezahlte Ferienarbeit meiner ganzen Studentenzzeit. Wie der Professor Beyer mich beim Professor für Eisenbahnbau gerettet hat, hab ich schon erzählt.

Billardspielen war ich nur einmal in Dresden, wobei ich feststellte, dass die Stunde genau doppelt soviel kostete wie in Wien. Erst 60 Jahre später hab ich wieder damit angefangen, in São Carlos.

Die Studentenbude bei der Frau Oberpostrat war zwar sehr schick, aber viel zu teuer für mich. Im Garten des Hauses waren eine Menge Amseln, die in kurzer Zeit den Signalpfeiff lernten, mit dem mich die besuchenden Freunde ans Fenster lockten, sodass ich sehr oft eine Amsel für einen Besucher hielt. Das wäre erträglich gewesen, aber die hohe Miete nicht.

Die nächste Studentenbude in der Werderstrasse hat in meinem Leben eine entscheidende Rolle gespielt, und daher erzähle ich etwas ausführlicher, wie ich sie gemietet hab. Ich hatte natürlich bei meiner Verhandlung über das Zimmer keine Ahnung, dass in einem anderen Raum die Leiche der Hausgehilfin lag, die sich am Tag vorher umgebracht hatte. Daher hatte die Zimmerwirtin, die allgemein Mami genannt wurde, grosses Interesse, bald einen Mieter zu bekommen, der nichts vom Selbstmord wusste.

Es wurde mir ein sehr billiger Preis gemacht, und ich nahm das Zimmer. Beim Einräumen meiner Sachen passierte etwas komisches. Ich hatte eine verletzte, verbundene Hand und stiess mich daran, worauf ich einen langen ungarischen Fluch losliess. Mami hatte natürlich keine Ahnung von der Gewohnheit laut zu schimpfen, wenn man sich wehtat und weil sie wusste, dass ich allein im Zimmer war, sagte sie zu ihren Töchtern "jetzt wird der neue Mieter verrückt! Kommt schnell an die Haustür, dass wir nötigenfalls ausreissen können".

Mit Mami und den Töchtern Ilse (17) und Ruth (14) war das Verhältnis bald sehr herzlich. Den beiden Mädchen gab ich Klavierunterricht, und wenn ich mal kein Geld hatte, blieb ich die Miete schuldig. Da Mami eine Erdgeschosswohnung hatte, gehörte ein Teil des Gartens zur Wohnung, und in den Garten kamen immer wieder meine Freunde zum Kaffeetrinken.

Als ich mal half, Kohlen aus dem Keller zu holen, entdeckte ich dort ein Gestell mit unzähligen Weinflaschen. Das stammte von Mamis verstorbenem Mann, der als Reitstallbesitzer offenbar ein grosses Haus geführt hat. Mit diesem Wein haben wir immer wieder wunderbare Feste gefeiert. Ich war aber zu dumm um zu bemerken, dass es ein guter Wein war und hab aus ihm meist Bowle gemacht, wozu er sicher zu schade war.

Ausser den Landsleuten die mich besuchten, kam auch immer wieder ein Studienkollege Nicolai Ewers. Er war mit seinen Eltern, die aber nicht mehr lebten, vor der bolschewistischen Revolution in Russland über Rumänien nach Deutschland ausgerissen. Obwohl wir eng befreundet waren, haben wir uns - entsprechend russischer Gewohnheit - nie gedutzt. Er lebte hauptsächlich vom Bridgespielen. Er kam z.B. einmal nachmittag vorbei und sagte "Schiel, borgen Sie mir 5 Mark". "Aber ich hab im ganzen nur 5 Mark". "Die können Sie mir ruhig bis morgen borgen. Wenn Sie dann was brauchen, ist das kein Problem." Er ging mit meinen 5 Mark ins Caffee Hülfert und wurde sofort von den griechischen Tabakgrosshändlern mit Beschlag belegt, die dort ihr Stammlokal hatten und mit Ewers gleich anfangen Bridge zu spielen. Er gewann offenbar immer, und so konnte ich ihn am nächsten Tag selber anpumpen.

Ewers wurde etwas früher mit dem Studium fertig als ich, und bei seiner Abschlussdiplomarbeit haben wir Freunde tüchtig geholfen, was nach dem Hochschulreglement natürlich verboten war. Er war uns zwar überlegen und brauchte durchaus keine Hilfe, aber es sollte schneller gehen. Er hatte ein Bauwerk (Strassenbahnwerkstatt) zu projektieren, und beim Durchlesen des fertigen Textes sagte ich ihm "es fehlt aber doch die Projektierung der Fundamente". Darauf meinte er, dass sei kein Problem und fügte den Satz hinzu: "das ganze Bauwerk ist auf Pfähle gegründet". Die Frau Scharmüller (Frau eines Landsmannes), die den Text tippte, verstand nichts von Technik, tippte aber den Satz wie sie ihn gehört hatte und wie er, wegen Zeitmangel bei

der Schlusskorrektur, auch schliesslich stehen blieb: "Das ganze Bauwerk ist auf Fehler gegründet". Trotzdem hat Ewers eine gute Note bekommen.

In Dresden hatte ich eine Freundin, die mich regelmässig besuchte, was der Ilse gar nicht passte, denn sie war in mich verliebt. Eines Tages, als die Freundin da war, wollte ich mit ihr zu Abend essen und setzte in der Küche Wasser auf, um Tee zu kochen. Ilse fasste den Entschluss, uns das Leben zu versalzen und als ich nicht in der Küche war, schüttete sie Salz ins Teewasser. Meine Wut auf Ilse kann man sich vorstellen! Trotzdem hab ich sie später geheiratet, aber erst 4 Jahre später.

Ich bewohnte bei Mami das kleinste, und daher billigste, Zimmer. Im grossen Zimmer stand ein grosser Glasschrank mit all den Reiterpreisen, die Mami und ihr Mann gewonnen hatten. Komisch fand ich, dass offenbar nicht die Reiter, sondern die Pferde als Sieger geehrt wurden, denn auf einer schönen Schale stand zu lesen, "dem Reiter des Siegers". Wenn dieses schöne Zimmer leer wurde, tat die Mami ein Schild ins Fenster "Zimmer für besseren Herrn zu vermieten" wobei das "besser" offenbar ein Hinweis auf den Mietpreis war. Oft hatte sie griechische Tabakgrosshändler als Mieter, die zur Bridge-Clique gehörten, bei der Ewers sein Geld verdiente.

Mami lebte von Krawattennähen als Heimarbeit und den Mieteinnahmen, aber es reichte oft nicht. Dann wurde was von den Reitpreisen ins Leihamt gebracht und oft nicht wieder ausgelöst. Ich, mit meinem ständigen Geldmangel, passte jedenfalls sehr gut in das Mami-ambiente. Ich hatte z.B. nur einen Mantel, einen Trenchcoat mit Gürtel für den Winter und ohne Gürtel für den Sommer. Durch irgend einen Besuch war das meiner Mutter zu Ohren gekommen, und sie schickte mir ein Extra-Geld für einen Mantel. Ich war glücklich, von dem Geld Schulden bezahlen zu können. Als ich kurz darauf zur Trauung eines Bekannten in die Kirche gehen sollte, war mir mein Trenchcoat, wegen des Winterwetters zu unpassend, und mein Freund Kofa, (A. Wölfkes) der immer Wert auf gute Kleidung legte, borgte mir seinen Wintermantel. Es wurden Fotos von der Trauung gemacht, die ich meiner Mutter schickte. Sofort kam ein Brief, "ich freu mich, dass du dir einen so schönen Mantel gekauft hast". Der Schwindel hätte niemals aufkommen müssen, denn Kofa, der früher mit dem Studium fertig wurde als ich, überliess mir seinen Mantel für billiges Geld. Leider aber besuchte mich Miko kurz vor der Heimreise und klärte den Sachverhalt unnötigerweise auf.

Mamis Klavier war natürlich für mich wichtig. In besonders guter Erinnerung hab ich das Vierhändigspielen mit Ewers, der ein guter Klavierspieler war und auch manchmal als Barpianist Geld verdiente. Manche Stücke aus Haydnsinfonien hab ich noch als Vierhändigspieler im Ohr.

1932 - 1939

Also das Studium war zu Ende und ich fuhr nach Hause - nicht Buschten sondern Kronstadt, wo Mutter ein eigenes Haus hatte, das sie zusammen mit Lene bewohnte. Es war nämlich eine weit verwandte Freundin von Mutter, Julie Giesel, genannt Tinti, gestorben, die aber aus Aberglauben nie ein Testament gemacht hat. In Ermangelung näherer Verwandten fiel das Haus an Mutter. Tinti war eine alte Jungfer - ehemalige Sängerin, hatte aber eine Vorliebe für kleine Kinder. Erst war Grete ihr Schwarm, dann sollte offenbar ich die Grete ersetzen. Als ich 4 Jahre alt war, sollte ich ein paar Tage bei ihr wohnen. Ich wurde verhätschelt, was mir nicht passte, und bekam als Nachtlager ein ungeheures weiches Bett mit Federbetten. Der Erfolg der ungewohnten Weichheit und Wärme war, dass ich ins Bett machte und dadurch das Federbett wahrscheinlich für immer verdarb. Ich wurde nach dieser einen Nacht der Mutter zurückgegeben und nie mehr von der Tinti eingeladen.

Noch eine Tinti Geschichte: Tinti hatte irgendwelche Beschwerden und glaubte, das bekannte Naturheilmittel "Tausendguldenkraut" würde ihr gut tun. Sie schickte daher ihre ungarische Magd in die Apotheke um "ezer forint ért cáposta" zu kaufen, das heisst "für tausend Gulden Sauerkraut". Die Magd verfehlte die Apotheke und landete beim Friseur. Dem machte die Sache offenbar Spass. Er verpackte sorgfältig ein Bündel abgeschnittener Haare und gab sie der Magd - ohne Bezahlung. Als die Magd nach Hause kam, wurde sie von Tinti beschimpft, weil sie nicht in die Apotheke gegangen war. Tinti verwechselte aber die Worte "vagy"= du bist und "vagyok"= ich bin und die Magd bekam zu ihrem Erstaunen zu hören, wie ihre Herrin sie anschrie: "ich bin ein Schaf, ich bin ein Esel...".

Mutters Haus war recht bemerkenswert. Es hiess, es wäre eines von den wenigen Häusern gewesen, die den grossen Brand von Kronstadt im 17. Jahrhundert unbeschädigt überstanden hätten. Dieser Brand, bei dem auch die Kirche schwarz wurde - daher Schwarze Kirche - passierte zu der Zeit, als österreichische Truppen in der Stadt waren um einen Aufstand zu unterdrücken und es heisst, dass die Truppen sogar das Feuer gelegt hätten. Soweit ich mich erinnere - aber ich war nie firm in Heimatgeschichte - hängt der, in die Zeit der Gegenreformation fallende Konflikt auch damit zusammen, dass die siebenbürger Sachsen, zum Ärger des katholischen Kaiserhauses, evangelisch lutherisch geworden waren. Sicher haben nicht alle bei der durch den Lutherschüler und grossen Humanisten Honterus eingeleiteten Reform mitgemacht, aber merkwürdigerweise gab es später kaum nichtlutheranische Siebenbürger Sachsen - die waren alle im katholischen Ungarentum aufgegangen.

Mutters Haus war am Rossmarkt Nr.6, nahe der Schwarzen Kirche. Der Rossmarkt hiess logischerweise übersetzt Târgul Cailor, aber komischerweise waren den neuen

Machthabern bodenständige Namen nicht sympathisch. Es mussten Namen mit politischem Bezug her. Also wurde die Strasse umgetauft auf Gheorghe Baritiu. Diese Manie, bodenständige Namen durch politisch aktuelle zu verdrängen, scheint französisch zu sein. In Paris staunt man über die Menge der Namen, die sich auf längst überholte Ereignisse beziehen.

Aber zurück zu Mutters Haus: im Erdgeschoss war an der Strassenseite ein Gemüseladen und dahinter 2 Räume. Das Stockwerk des Hauses hatte durchweg nicht die heutzutage üblichen Decken als Fussböden, sondern Ziegelgewölbe. Soweit ich mich erinnere, gab es im ersten Stock zwei Wohnräume, die Küche und ein Badezimmer.

Der schmale Hof des Hauses reichte bis an die mittelalterliche Stadtmauer. Man stieg ein paar Stufen hoch und war auf der Mauerkrone, die zu einem hübschen Gartenplatz verbreitert war, auf dem wir wiederholt schöne Feste gefeiert haben. Das Haus wurde später vom kommunistischen Regime enteignet, und wenn wir Geschwister nicht in Deutschland Wiedergutmachung beantragt hätten, wobei für mich 6.000 DM heraussprangen, hätte ich jetzt noch Anspruch auf das Haus.

Ich konnte mich aber nicht in Hausromantik verlieren, sondern musste an meine Militärpflicht denken, die ich bis dahin mit dem Argument "Student" von Jahr zu Jahr verschieben konnte. Dieses zu verlierende Jahr hätte ich wahrscheinlich bei irgend einem sturen Truppendienst zubringen müssen, denn es gab eine geheime Richtlinie bei den Militärbehörden, die Minderheitler - Deutsche, Juden, Ungarn, und, und... von der Offizierslaufbahn fern zu halten, denn die Rumänen hatten Angst, dass infolge der grösseren Zahl von Abiturienten bei den Minderheiten, bei den zukünftigen Reserveoffizieren ein Übergewicht der Minderheitler auftreten könnte. Es gab also einen Geheimerlass, die nicht rumänischen Bewerber bei der Aufnahmeprüfung in die Offizierschule durchfallen zu lassen. Natürlich war diese Tatsache nicht öffentlich bekannt, sonst hätten internationale Organe protestiert.

Ich fand ein Jahr Truppendienst fad, strebte die Offizierschule an und konsultierte daher meinen Schwager Heinz in Bukarest, der dort eine Sektkellerei und Weinhandlung hatte. Heinz sagte: "das ist kein Problem! Einer meiner Traubenlieferanten ist der Marschall Prezan, der grosse Weingüter besitzt, mit dem werde ich reden. Da es in Rumänien nur 3 Marschälle gibt, muss sein Wort sicher grossen Einfluss haben".

Ich meldete mich also an zu der Aufnahmeprüfung für die Schule für technische Reserveoffiziere in Bukarest. Die Aufnahmeprüfung war schriftlich, und da ich die Sprache noch nicht richtig konnte, hab ich nur 4 Zeilen und grossen Mist geschrieben. Es wurden als Ergebnis 3 Listen angeschlagen: Die in der ersten Liste hatten bestanden, die in der zweiten Liste waren zweifelhafte Fälle und mussten sich noch einer mündlichen

Prüfung unterziehen, die in der 3. Liste waren durchgefallen und konnten nach Hause fahren. Ich stand in der 1. Liste. Vermutlich hatten die Prüfer Befehl von Marschall Prezan, mich durchzulassen, hatten aber Angst, mich in die Liste der mündlich zu Prüfenden zu tun, weil dann der Schwindel meiner Aufnahme zu offensichtlich geworden wäre.

Ehe ich anfangs, von der Militärzeit zu erzählen, muss ich noch eine kurze Episode erwähnen, bei der mir Heinz ebenfalls sehr geholfen hat. Ich hatte nämlich einige Monate Zeit übrig, ehe ich in die Offizierschule eintreten konnte. Es war natürlich nicht möglich für 3-4 Monate eine Anstellung als Ingenieur zu kriegen, und Heizens Freund, Herr Titscher, bot mir eine Zwischenbeschäftigung an. Er war Vertreter einer Wiener Firma, die in Rumänien Isoliermaterial verkaufte - Wärmeschutzhüllen für Heisswasserleitungen und Ähnliches. Herr Titscher sagte mir "Ich hab einen Materialeinkäufer, der mich hinten und vorne betrügt. In den 3 Jahren die er bei mir arbeitet hat er schon soviel unterschlagen, dass er sich davon ein Wohnhaus gebaut hat. Wenn Sie wollen, können Sie bei mir ein paar Monate als Einkäufer arbeiten". Das war zwar keine ingenieurmässige Arbeit, aber ich sagte zu. Ich musste also in Bukarest die verschiedenen Titscher-Baustellen besuchen, notieren, was die Monteure brauchten und das Material - Nägel, Draht, etc - besorgen. Nach einiger Zeit setzte Titscher sich mit mir zusammen, um nachzurechnen, was er nun dadurch ersparte, dass er nicht mehr einen betrügerischen Einkäufer hatte. Das Ergebnis war für mich niederschmetternd: der vorige Mann hatte im Vergleich zu mir so geschickt eingekauft, dass es trotz seiner Betrügereien für Titscher günstiger war, ihn zu beschäftigen als mich. Aus diesem Ergebnis hab ich eine Lehre gezogen und auch mein Leben lang eingehalten und zwar nie mein Leben auf Geschäftliches zu basieren.

Inzwischen war die Wartezeit vergangen, und ich trat in die Offizierschule ein. Für mich war es sehr interessant, mit der rumänischen Oberschicht in Kontakt zu kommen. In Kronstadt kannte ich Rumänen nur als Tagelöhner oder bescheidene Handwerker. Unter meinen Kameraden an der Offizierschule waren dagegen ein Ministersohn, Söhne von Industriellen und von wichtigen Leuten aus Bukarest. Dass diese jungen Leute auch gebildet waren, merkte ich beim Bettenmachen in der Kaserne, als ich von einem Kameraden angefahren wurde: "ihr verdammten Deutschen seid schuld, dass ich diesen Blödsinn machen muss! Euer König Friedrich Wilhelm hat dieses lächerliche Zeug (nämlich das Bettenbauen) erfunden".

Wir wohnten anfangs nämlich zu Hause (ich bei Heinz) und kamen nur zum Dienst in die Kaserne; aber da passierte ein politischer Mord, der von einem Offizierschüler in Uniform in der Öffentlichkeit wohlwollend kommentiert wurde, und daraufhin wurde befohlen, dass die Offizierschüler in der Kaserne zu wohnen haben. Wir schliefen in Schlafräumen zu etwa 30 Mann, und ab 9 Uhr abends musste Ruhe sein, was ein

“Planton” auf und ab gehend kontrollierte. Im Nachbarbett schlief der Crocodilu (Spitzname), der genau wie ich schachinteressiert war. Uns passte der Ruhebefehl nicht, und wir versuchten blind Schach zu spielen, was wir beide nur schlecht konnten. Nach wenigen Zügen passierte es dann, dass nach der geflüsterten Ansage des Einen der Andere sagte: “Das geht doch nicht, da steht doch dein eigener Läufer”. “Wieso, den hab ich doch im vorigen Zug weggetan” u.s.w. immer lauter, bis der Planton angerannt kam und uns bedrohte. Wir haben nie eine ganze Partie blind zu Ende spielen können.

Meine mangelnde Sprachkenntnis führte zu komischen Situationen. Mir war zum Beispiel eine Decke geklaut worden und ich meldete es 2 Tage nachher beim Rapport und wurde gefragt (natürlich auf rumänisch) “warum hast du das nicht gleich gesagt?”. Da ich die Antwort nicht formulieren konnte flüsterte mir der hinter mir stehende Kamerad zu: “fiindcă am fost freier”, was ich brav wiederholte ohne zu ahnen, dass das ungefähr heisst “weil ich blöd war”. Einen anderen Schnitzer machte ich, als geübt wurde, Meldungen zu machen. Ich musste sagen “der Zug ist angetreten mit 2 gradierten (Chargen) und 17 Mann” und sagte, “două gradati” und wurde angefahren, “wir haben hier keine Weiber!”. Es war mir nämlich entgangen, dass die Zahl zwei, nicht wie im Deutschen geschlechtslos ist. Ich hätte sagen müssen, “doi gradati”, damit es keine Weiber sein können. Übrigens ist die zwei früher nicht geschlechtslos gewesen, wie noch unser Dialekt zeigt: “zwin Manner, zwo Fraen, zwe Kendj”. Die Zahl zwei scheint überhaupt eine bewegte Geschichte zu haben. Es gab früher das Wort zwir mit der Bedeutung “Zweimal” wie das bekannte Lutherwort über den Geschlechtsverkehr zeigt: “in der Woche zwir, das macht im Jahr hundertvier und schadet weder dir noch mir”. Als wir in der Schule im Lateinunterricht das entsprechende Wort bis=zweimal beziehungsweise semel, bis, ter, cater = 1x, 2x, 3x, 4x lernten und der Spruch “in die Semmel biss der Kater” aufkam, war ich vom Katzenstandpunkt aus gekränkt: der Kater wird euch eins husten, wenn er in die Semmel beißen soll. Wenn es wenigstens Fleisch wäre, aber eine Semmel!

Ich war in einer Schule für technische Offiziere und die Mehrzahl der Kameraden waren Studenten der Ingenieurwissenschaft. Unsere Lehrer waren Hauptleute, und der Unterricht war meist gut. Im Fach “Kriegsgeschichte” hab ich z.B. den wahren Verlauf der Marneschlacht im 1. Weltkrieg gelernt, den man in deutschsprachigen Berichten nur beschönigend verzerrt erfährt, als ob die Unzulänglichkeit des deutschen Oberbefehlshabers Moltke (Neffe des berühmten Moltke aus dem deutsch-französischen Krieg von 1871) die einzige Ursache der schliesslich kriegsentscheidenden Niederlage gewesen wäre. Für den Fall dass Ihr - Leser dieses - auch nur die deutschsprachige Version kennt, setz ich her, was uns der Geschichtshauptmann in Bukarest erzählt hat. Frankreich war in den ersten Kriegswochen in einer kritischen Situation und griff auf die letzten Reserven zurück. Als Stadtkommandant von Paris wurde ein schon pensioniert gewesener General eingesetzt, dessen Namen ich leider vergessen hab. Auf Grund der

alarmierenden Nachrichten setzte er sich in ein Flugzeug und sah sich die Lage an. Zu dieser Zeit (Kriegsbeginn) dachte noch niemand daran, wie wichtig Flugzeuge im Krieg sind. Wenige Wochen später wäre der General unweigerlich abgeschossen worden, aber es passierte ihm nichts, und er konnte sehen, dass sich zwischen zwei der sechs vorrückenden deutschen Armeen eine riesige Lücke geöffnet hatte, und er dachte vermutlich, "wenn man in diese Lücke hineinstossen könnte, würde der deutsche Vormarsch zum Stehen kommen". Er requirierte alle Autobusse von Paris, setzte hinein alles was er an Soldaten kriegen konnte, auch halbgeheilte aus Lazaretten, und stiess damit in die Lücke. Auf Grund der widersprüchlichen Nachrichten von der Front gab Moltke den Befehl zum Anhalten des Vormarsches, und der Stellungskrieg begann. Der Stadtkommandant von Paris bekam die höchste militärische Auszeichnung von Frankreich. Ich glaube nun, wenn Moltke, der ein grosser Amateurpianist war und seinen Flügel ins Hauptquartier mitgenommen hatte, statt Klavier zu spielen sich ebenfalls in ein Flugzeug gesetzt hätte, wäre er bei genauer Kenntnis der Situation nicht zu einem einfachen Vormarsch-Stop-Befehl gekommen. Die Marneschlacht und damit der erste Weltkrieg wären anders ausgegangen. Man kann darüber nachdenken, wie es dann weiter gegangen wäre, aber solche Spekulationen sind sinnlos.

Natürlich waren nicht alle Lehrer an der Offizierschule gut. Z.B. mussten wir einmal in Topographie eine schriftliche Arbeit machen. Ausgerechnet ich und die 3 anderen unter den Kameraden, die schon fertige Ingenieure waren, bekamen eine schlechte Note. Der Lehrer hatte nämlich in seiner Vorlesung irgend einen Mist verzapft, den wir Ingenieure erkannten und vermieden, während die übrigen den Mist nachgebetet hatten. Auf unsere Reklamation hin wurde das Prüfungsergebnis aber annulliert.

Eines der Fächer war Taktik, und ich war bei der Prüfungsarbeit verzweifelt, weil mir die rumänischen Ausdrücke fehlten um die Situation zu beschreiben. Ich malte mit meinen Buntstiften ein wunderbares Bild mit Pfeilen zur Bezeichnung der Angriffsrichtung, schönen Symbolen für die Stellungen von Maschinengewehren und Geschützbatterien und mit möglichst wenig Worten, um mir keine Blösse zu geben. Am Tag der Rückgabe mit Kommentar und Noten wartete ich ängstlich, dass meine Arbeit dran käme, aber sie kam nicht. Endlich beim letzten Heft angelangt sagte der Hauptmann "diese Arbeit hab ich mir als letzte aufgehoben. Ein hervorragendes Beispiel für militärische Kürze!" (=brevitate militara). Er beorderte mich nachher in sein Zimmer und fragte mich, ob ich nicht diese Schule für Reserveoffiziere verlassen, und in die Schule für aktive Offiziere eintreten wolle mit nachheriger Laufbahn als aktiver Offizier; ich hätte offenbar Talent dazu. Ich sagte ihm, dass ich infolge des langen Studiums schon 27 Jahre alt sei und fragte ihn, was ich wohl jetzt wäre, wenn ich statt zu studieren gleich in die Schule für aktive Offiziere gegangen wäre. "Dann wärst du jetzt Hauptmann, so wie ich"

sagte er, und ich meinte, "nur wenn ich als Hauptmann eintreten könnte, würde ich kommen" und wurde, aber lachend, vom Hauptmann hinausgejagt.

Eines Tages als wir zum Mittagessen angetreten waren, bemerkte ich, dass eine Stelle vom Fussboden des Ess-Saales besonders sorgfältig gekehrt wurde, ohne zu ahnen, warum. Da kamen 2 Küchenhelfer hereingewankt, die an einer Stange einen riesigen Kessel trugen. Der Kessel wurde auf die gekehrte Stelle des Fussbodens gekippt - es war Palukes - so heisst, offenbar nach dem italienischen "polenta" in unserem Dialekt der Maisbrei - rumänisch "mamaliga"- eine rumänische National-speise. Dass dieses Essen in Deutschland nicht besonders beliebt ist, merkte ich (später) im Krieg. Als es einmal zur Lebensmittelkartenzeit als Sonderzuteilung Maismehl gab, sagte eine deutsche Hausfrau "jetzt geben die uns sogar Hühnerfutter, weil sie nichts mehr anders haben". Für mich dagegen war das Maismehl ein echtes "gefundenes Fressen" mit all den, nur uns Siebenbürgern bekannten Zubereitungsvarianten. Der Palukes kann auf zwei Arten gekocht werden, entweder rührend (während des Kochens), wobei er breiig bleibt oder ungerührt kochend. Natürlich war es diese zweite Art, wie er in der Kaserne gemacht wurde. Das gab auf dem Boden einen meterhohen gelben Berg, von den sich jeder nach Belieben was abschnitt.

Als militärische Übung lernten wir auch den Umgang mit Sprengstoffen und mussten Brückenteile, die allerdings schon am Boden lagen, durch Sprengung zerstören. Da ich ja zum Eisenbahnregiment gehörte, musste ich auch einmal auf dem Führerstand der Lokomotive eines Personenzuges das Dampfventil betätigen und dadurch die Geschwindigkeit des Zuges regeln. Die Fahrgäste haben nicht gemerkt, dass ihre Sicherheit in den Händen eines Laien lag.

Am Ende unserer militärischen Ausbildungszeit war ein Manöver angesetzt. Es bestand darin, dass wir in die Nähe des Schwarzen Meeres verlegt wurden. Was wir dort an militärischen Manövern unter der Obhut zweier Leutnants machten, weiss ich nicht mehr. Ich weiss nur noch einiges über die Unsinne, die wir angestellt haben. Zum Beispiel haben wir mal unsere Chefs, die beiden Leutnants eingeladen, sich unsere "Wachablösung" anzusehen, die man uns eingebleut hatte. Wir machten alle Bewegungen: Anmarsch, Präsentieren, u.s.w. aber alle splitternackt nur mit Stiefeln und Koppel bekleidet und es war urkomisch.

Die Manöver fanden in der Woche statt, am Sonntag hatten wir frei. Da die mondäne Hafenstadt Constanza ganz in der Nähe war, fuhr man am Sonntag hin. Es gab dort auch ein Spielkasino mit Roulette, wofür sich viele interessierten. Da alle Kameraden entweder Ingenieure oder Ingenieurstudenten waren und Mathematik konnten, war es sehr beliebt, in der Woche mathematische Spieltheorien zu machen und sie am Sonntag auszuprobieren. Die Rollenverteilung war folgende: die anderen machten die Theorien

und ich bewies, warum sie nicht funktionieren können. Am Sonntag fuhren wir dann nach Constanza und fast immer verloren alle, ich auch.

Zwei besonders gerissene Kameraden hatten einmal in Constanza Buntpapier gekauft, machten daraus militärische Embleme und kostümierten sich, der eine als Oberst der andere als Major. Abends, als unsere Beaufsichtiger, die beiden Leutnants friedlich Karten spielten, traten die beiden Kameraden ins Zimmer. Der eine Leutnant hielt das für eine unangekündigte Kontrolle, sprang auf und machte eine militärische Ehrenbezeugung, wurde aber durch das Gelächter seines Kollegen über die wahre Situation belehrt. Er hatte aber eine solche Wut über seinen Reinform, dass er nur mit grösster Mühe von seinem Kollegen davon abgehalten werden konnte, die beiden Übeltäter wegen Anmassung eines militärischen Dienstgrades anzuzeigen.

Also nach einem Jahr Dienstzeit und einer Abschlussprüfung wurde ich als königlich rumänischer Reserveleutnant entlassen. Ich danke dem Schicksal, dass ich diesen Beruf nie ausüben musste! Ehe ich nach Hause fuhr, konnte ich Heinz noch eine Gefälligkeit tun. Er wünschte sich einen genauen Plan seines Kellereigeländes. Da ich ausser einem Winkelspiegel keine Vermessungsinstrumente besass, war ich glücklich einen Theodolit aufzutreiben und zwar einen sogenannten Gruben-theodolit, der mit Hilfe einer genauen magnetischen Bussole die Richtungen mass. Zwei Tage hab ich gemessen und mich dann ins Büro gesetzt, um meine Messungen in einen schönen Lageplan zu verwandeln. Zu meiner Verzweiflung stimmte gar nichts, und ich kam auf folgenden Mist, den ich gemacht hatte: An einer Ecke des zu vermessenden Grundstückes ging ein Eisenbahngleis vorbei und gerade diese Ecke, war einer meiner Theodolitenstandorte. Infolge der eisernen Bahnschienen zeigte meine magnetische Bussole falsch, und alle meine Messungen waren falsch. Durch neue Messungen mit anderen Standorten hab ich die Sache berichtigt, aber eine gute Lehre aus diesem Fehler gezogen.

Ich fuhr also nach Hause und bekam in Kronstadt eine Stelle als Vermessungsingenieur bei der Svenska Vägaktiebolaget - hoffentlich hab ich die schwedische Wegaktiengesellschaft richtig geschrieben. Ich war bei der Neutrassierung und Erneuerung der Landstrasse von Kronstadt nach Bukarest beschäftigt. Mein Chef war ein Schwede, Herr Gyllensten. Wenn ein Stück Neubaustrecke nach meinen Absteckungen mit Erde verfüllt war, erschien, ehe die Asphaltdecke darauf kam, Herr Gyllensten und fuhr probeweise das Stück entlang. Dann hiess es "machen Sie hier die Kurvenüberhöhung noch 10 cm höher". "Aber ich hab genau die Normen eingehalten" "das kann sein, aber ich fühle, dass hier was fehlt". Herr Gyllensten war ungeheuer dick, und beim Abfahren der neuen Strecke beurteilte er die Kurvenüberhöhungen danach, wie weit sein dicker Hintern in der Kurve seitlich abgelenkt wurde.

Die Arbeit als Vermessungsingenieur ist, meiner Meinung nach, eine der schönsten Ingenieurarbeiten und zwar aus zwei Gründen. 1. Man arbeitet immer im Freien in der frischen Luft. 2. Man muss nicht nur anderen angeben, was sie machen sollen, sondern man tut selber was mit den Vermessungsinstrumenten. Natürlich gibt es manchmal unvorhergesehene Schwierigkeiten. Zum Beispiel erinnere ich mich, dass ich einmal ganz verzweifelt war, weil die Höhen der am Tag vorher eingeschlagenen und millimetergenauen vermessenen Pfähle, die ich zur Absteckung der Strassenhöhen brauchte, nicht stimmen wollten. Es stellte sich schliesslich heraus, dass eine Familie von wohlmeinenden Spaziergängern am Abend eine Gruppe von Zigeunern dabei erappte, wie sie Pfähle herausrissen um damit ihr Abendessen zu kochen. Die wohlmeinenden Spaziergänger verjagten die Zigeuner und steckten die gestohlenen Pfähle ordnungsliebend wieder in ihre Löcher. Natürlich waren dann die Höhen der Pfahlköpfe ganz anders, als ich sie vermessen und notiert hatte.

Während dieser Zeit spielte sich auch die Idylle mit Ada ab, der ehemaligen Mitschülerin. Sie war auf Urlaub in Siebenbürgen und verbrachte ihre Ferien im Sommerhaus ihrer Mutter, das in der Nähe meiner Vermessungsarbeit lag. Wir verstanden uns sehr gut, und dass unser Briefwechsel nachher einschlof, lag unter anderem daran, dass meine postlagernden Briefe von der Gestapo (Geheime Staatspolizei) gelesen wurden und dass Ada zur Gestapo befohlen wurde, um über mich, den gefährlichen Ausländer, Auskunft zu geben.

Die Stellung bei der Svenska hatte ich nur als Provisorium angesehen und war froh, bei der Bauunternehmung Wildmann in Kronstadt unterzukommen. Herr Wildmann war einer der reichsten Menschen von Kronstadt. Er verdankte seinen Erfolg dem Umstand, dass es ihm gelang, hervorragende Ingenieure anzustellen. Da war ein Schweizer, Herr Mollet, der die ganzen statischen Berechnungen machte. Einmal sah ich, wie er auf einigen Zeichnungen, die durch eine Projektänderung hinfällig geworden waren, PP schrieb. "Was heisst das?" fragte ich, worauf er mich belehrte, "diese Zeichnungen hab ich für die Katz gemacht und das schreib ich auf rumänisch drauf : Pentru = für, Pisica = die Katz (Natürlich gibt es diese Redensart im Rumänischen nicht).

Herr Wildmann kam nur zweimal in der Woche ins Konstruktionsbüro, wo ausser Herrn Mollet ein Zeichner und ich sassen. Herr Mollet hatte in seinem Schreibtisch eine Illustrierte liegen und immer wenn Herr Wildmann erschien, las er behaglich Illustrierte, um zu demonstrieren, dass er nicht aus Angst vor dem Chef arbeitete. Kaum war Wildmann draussen, ging die oft recht hektische Arbeit weiter.

Bei einem Konkurrenzangebot für den Bau einer Stahlbetonpilzdecke war unser Angebot weitaus am billigsten und wir bekamen den Auftrag. Ich rechnete Teile des Projektes nach, das Mollet gemacht hatte und sagte ihm "das ist aber nach DIN zu dünn,

deshalb waren wir so billig". Da es in Rumänien damals noch keine Beton-Normen gab, war es nämlich üblich, nach der deutschen Norm zu rechnen. Mollet sagte: "natürlich, aber wer verpflichtet uns, die deutsche Norm zu nehmen? Ich hab bemerkt, dass die französische Stahlbetonnorm bei Pilzdecken grosszügiger ist als die deutsche; was in Frankreich hält, wird auch in Rumänien halten. Wissen Sie, wenn der liebe Gott die Welt nach DIN geschaffen hätte, hätte er sie aus Gusseisen machen müssen".

Eine Bemerkung zum Namen Stahlbeton: Zu meiner Studentenzeit hiess es noch Eisenbeton. Da passierte es, dass eine deutsche Firma im Wettbewerb mit einer englischen Firma einen grossen Auftrag verlor. In beiden Fällen wurde dasselbe Material angeboten, aber der englische Name steel floss mehr Vertrauen ein. Daraufhin wurde das Wort Eisen verbannt und seither heisst es nur noch Stahlbeton, Baustahl, usw.

Der für mich wichtigste Kollege war Herr Klöckner, von dem ich Anfänger sehr viel gelernt hab. Er betreute mehrere Baustellen im rumänischen Industriegebiet um Petrosen (sprich Petroschen) - in Westsiebenbürgen und ich wurde ihm zugeteilt. Es gab dort unter dem Dach eines staatlichen Konzernes die verschiedensten Industrieanlagen - Kohlenbergwerke, Kohlenwäschereien, Giessereien u.s.w. Die Firma Wildmann war sozusagen die traditionelle Baufirma des Konzernes. Trotzdem wurden bei neuen Bauvorhaben Ausschreibungen gemacht und wir mussten Preisvorschläge einreichen. Für einen geplanten Bau hatte Klöckner das Angebot verfasst. Ich sah den Text durch und kam mit meinen frisch erworbenen Kenntnissen über Preise zu einem schrecklichen Ergebnis: "Herr Klöckner, wenn wir den Zuschlag zu diesem Bau bekommen, dann zahlen wir ja entsetzlich drauf". "Lassen Sie das meine Sorge sein!" Bei der Konkurrenz war die Firma Wildmann weitaus die billigste und bekam den Auftrag. Es war aber keine Pleite sondern, dank Klöckners Schlauheit, ein sehr gutes Geschäft. Die Gesamtbaukosten wurden nämlich mit einem vom Ingenieur des Konzernes ausgearbeiteten Vordruck berechnet, worin die Mengen - z.B. soviel Kubikmeter Aushub, soviel irgendwas u.s.w angegeben waren. Wir mussten nur die Einheitspreise einsetzen, mit den Mengen multiplizieren und zusammenzählen. Klöckner hatte sofort erkannt, dass die Ausarbeitung des Konzerningenieurs schlampig war. Überall wo auf dem Bau grössere Mengen als angegeben zu erwarten waren, setzte er hohe Einheitspreise ein und umgekehrt. Dadurch kam er zu einer kleineren im Angebot erscheinenden Gesamtsumme und zu einem grösseren, zum Schluss tatsächlich zu zahlenden Preis.

Klöckner musste mal eine Woche verreisen, und gleich am ersten Tag seiner Abwesenheit suchte mich der Werksingenieur auf und erzählte, dass er soeben aus Deutschland die Nachricht bekommen hätte, dass die Spritzgussmaschine für die Giesserei abgegangen wäre. Es müsste also sofort das Fundament ins Giessereigebäude dazu gemacht werden. Da ich wusste, dass dort das Grundwasser ziemlich hoch stand, machte ich ein Projekt, worin das Fundament in einer Stahlbetonwanne mit Asphaltichtung

stand, um das Wasser abzuhalten. Als Klöckner kam, war die Wanne fertig und ich bekam Folgendes zu hören: “Sind sie wahnsinnig? Wie wollen Sie wissen, dass ihre Wanne dicht ist?. Es braucht nur ein Arbeiter einen Hammer fallen zu lassen, und sie haben ein Loch in der Isolierung, das sie nie finden. Für sowas braucht man eine Spezialfirma, deren finanzielle Haftung im Vertrag gesichert ist”. Es wurde aber weiter gebaut und prompt kam Wasser in meine Wanne. Klöckner spottete “das ist die Schielquelle”, denn es gibt in der Nähe einen Fluss mit ähnlichem Namen. Damit das Spritzgussfundament trocken bleiben konnte, liess Klöckner neben dem Fundament einen Brunnen mit einer Pumpe machen, die je nach Wasserstand von Zeit zu Zeit ansprang und damit das Grundwasser absenkte.

Eines Tages sagte ich zu Herrn Klöckner: “wissen Sie, dass unser rumänischer Polier Zement klaut?” Antwort: “Natürlich hab ich das längst bemerkt. Früher hatte ich einen absolut ehrlichen sächsischen Polier, aber dieser Rumäne ist so ausserordentlich geschickt, dass es für die Firma Wildmann günstiger ist ihn, trotz seines Klauens, zu behalten”.

Erstaunlich war das Völkergemisch auf den siebenbürgischen Baustellen, wobei es einige Besonderheiten gab. So waren die Zimmerleute überwiegend “Landler”, das sind erst vor 200 Jahren aus Glaubensgründen nach Siebenbürgen (Vertreibung der Nichtkatholischen) eingewanderte Österreicher, die in Siebenbürgen nicht genügend Land zur Bauernwirtschaft fanden. Die Männer waren Handwerker, und die Landler erschienen in organisierten Gruppen auf Grossbaustellen. Die Arbeiter, welche die Armierung von Stahlbetonbauten machten, waren meist Zigeuner, ebenfalls in Gruppen organisiert. Die Sachsen und die Ungarn waren meist Maurer und bei den Hilfsarbeitern überwogen die Rumänen. Man musste also die “Landessprachen” sprechen, um mit den Leuten umzugehen.

Während meiner Zeit in Petroschen hatte ich eine rumänische Freundin, Gaby. Sie war Sportlehrerin, in Bukarest aufgewachsen und daher Bergungewohnt. Der Ort Petroschen liegt in Westsiebenbürgen, nicht weit von der früheren Grenze zwischen Ungarn und Rumänien. Wir machten einen Ausflug in jene Gegend und bemerkten dabei eine offenbar nicht mehr benutzte fast zugewachsene Strasse. Wir hatten uns verirrt, trafen einen älteren rumänischen Hirten und fragten ihn, wieso denn hier in der Wildnis eine Strasse war. Seine Antwort war: “dieses Stück Strasse haben die unserigen gemacht, und das andere Stück jenseits der Grenze die rumänische Armee”. Wie eine Furie fuhr die Gaby auf ihn los “wie kannst Du sagen die unserigen (ai nostri)”, u.s.w. Diese für mich amüsante Szene erklärt sich daraus, dass der Hirte im 1. Weltkrieg Soldat in der k. u. k. Armee war.

Gaby brachte ich auch das Schilaufen bei und hab, Gott sei Dank, in meine Belehrungen eingeschlossen, dass man, wenn man in eine Lawine kommt, sofort die Schi abschnallen muss. Auf einem Frühjahresausflug querten wir einen Hang, der, wie ich fälschlich dachte, zu flach für Lawinen war, aber es ging plötzlich mit uns ein Schneebrett ab. Ich konnte gerade noch durch schiefes Abfahren aus der Lawine herauskommen, aber Gaby wurde von einem ganz flachen Schneebrett mitgenommen und zwar in einer flachen Talrinne mehr als 1 km weit, bis sie sich schliesslich an einem Strauch festhalten konnte. Es war gerade Abend geworden, und ich stapfte die vom Schneebrett vorgezeichnete Bahn hinunter. Von weitem schon sah ich Gaby stehen und Freiübungen machen, um sich warm zu halten. Was passiert wäre, wenn sie die Schi nicht abgeschnallt hätte, konnten wir erst drei Wochen später beim nächsten Ausflug sehen. Da war der riesige Schneeberg weggetaut, der sich etwas unterhalb Gabys Aussteigestelle in einer Bodenmulde gebildet hatte und da lagen zuunterst Gabys Schi.

Meine Trennung von Gaby war leider nicht friedlich. Sicher hat auch eine Rolle gespielt, dass wir verschiedenen Völkern angehörten. Sie sagte mir "geh und heirate so eine blöde deutsche Kuh". Die "vaca germana" war schliesslich Ilse.

Von Zeit zu Zeit fuhr ich natürlich nach Hause nach Kronstadt. Eine dieser Reisen legte ich so, dass ich gleichzeitig wählen konnte, denn es waren gerade Parlamentswahlen. Nach der Wahl traf ich einen Bekannten und der fragte mich:

"Wievielmahl hast Du gewählt?"

"Einmal, natürlich!"

"Ich, dreimal"

"Wie, denn?"

"Wenn du bei der Kontrolle eine unter dem Rockaufschlag versteckte 1 zeigst, was die Nummer der Regierungsliste ist, kannst du hineingehen und wählen, so oft du willst."

Also war die Wahl ein Schwindel. Ich hab mich niemals in meinem Leben an einer gerechten, freiwilligen, demokratischen Wahl beteiligen können: in Deutschland war ich kein Staatsbürger und später in Brasilien war die Wahl nicht freiwillig sondern Pflicht. Hätte ich nicht gewählt, wäre mir mein Gehalt gekürzt worden.



43

Als Vater krank im Bett schlief machte Mutter diese Zeichnung